

Illustrirte  
**Frauen-Zeitung**

Heft 1. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$  M. Berlin, 1. Januar 1894. Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 $\frac{1}{2}$  M. XXI. Jahrg.



Der Pantoffelheld Bobby als Neujahrs-Gratulant.

Nach dem Bilde von Harry Emden. — Siehe Seite 8.  
Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, A. & S., München.

Nachdruck verboten.

## Eine überraschende Wendung.

Neujahrsgeschichte von Felix von Stenglin.

Es war am Tage vor Neujahr. Frau Isole malte zum dritten Mal ihr Wirthshaus an der Landstraße. Gott weiß, wie ihr die paar Sonnenstrahlen, die da über Wolken und Haus hinhuschten, in den Pinsel gekommen waren! Und just diese Sonnenstrahlen hatten des Bildes Glück gemacht; sie gaben ihm etwas Anheimelndes, wenn auch ihre Daseins-Berechtigung gerade an dieser Stelle sehr zweifelhaft schien. Für das Original hatte Isole bei Gelegenheit einer Lotterie fünfzig Mark erhalten, dann hatte ein Händler ein zweites Bild für vierzig Mark bestellt, und für das dritte beabsichtigte Onkel Andreas seiner Nichte immer noch dreißig Mark zu geben. Sie hätte es auch zum vierten Male für zwanzig Mark gemacht, denn sie huldigte in ihrer Noth dem Grundsatz: Lieber einen schlechten Preis in der Hand, als unverkaufte Meisterwerke an den Wänden.

Die junge Witwe hatte ihre Knaben hinunter auf die Straße geschickt, um ungestört arbeiten zu können. Aber sie arbeitete nicht. Die Hände im Schoß, blickte sie zum Fenster hinaus.

Noch trugen die Straßen ihr festliches Gepräge: Weihnachts-Ausverkäufe in den Läden, festtägliche Kleider der Menschen, fröhliche Kindergesichter. Und über dem Ganzen der klare, blaue Winterhimmel, der die schneebedeckten Dächer überspannte.

Wie viel hatte Isole von diesem neuen Jahr erhofft! Wird es ihre Wünsche erfüllen? Wird es ihr endlich Sicherheit ihrer Existenz bringen? Sie hat alles dazu gethan, und nun, — nun werden vielleicht ihre Aussichten noch im letzten Augenblicke zerstört! . . . Es waren keine freundlichen Gedanken, die Isole am letzten Tage des Jahres durchzogen. Da schrak sie auf; es klingelte an ihrer Wohnung. Wenn er es nur nicht wäre, dieser schreckliche Mensch, der Kaufmann Baumann, der sie ruiniren wird mit seinem Wechsel, den sie ihm bis zum zweiten Januar in Zahlung gegeben. Warum wartet er nicht bis übermorgen? Dann ist ja immer noch Zeit genug . . .

„Wer ist da?“

„Ich!“ antwortete eine feine Stimme.

„Wer?“

„Nun, ich doch, Du weißt, — Onkel Andreas.“

„Ah, — Onkel Andreas!“

Er trat ein.

Groß hatte die Natur Onkel Andreas nicht geschaffen; er besaß weniger als Mittelmaß, und durch die etwas gebückte Haltung erschien er noch kleiner. Sein Alter war für einen Fremden kaum zu errathen. Wenn er ruhig still saß, hätte man ihn, in dessen Gesicht sich immerhin schon zahlreiche Falten eingestellt hatten, wohl für siebzig halten können, sobald er aber sprach oder sich bewegte, erschien er kaum vierzig alt. Ein ganz kleiner Schnurrbart von undefinirbarer Farbe zierte sein Gesicht; unter einer schönen, kastanienbraunen Perücke schimmerten graue Haarreste hervor. Onkel Andreas hatte stets für Kastanienbraun geschwärmt, und da es ihm von der Natur nicht mitgegeben, — denn er war eigentlich blond, — so freute er sich, es wenigstens in späteren Jahren tragen zu können, nachdem er kahl geworden war.

Onkel Andreas holte eine Düte aus der Tasche und hielt sie strahlenden Auges seiner Nichte hin. „Für die Buben!“ sagte er. Es war eine kleine, blaue Düte mit sechs Pralines. „Sehr gute Chocolate,“ sagte er hinzu. „Man muß für die Kinder immer das Beste kaufen, dafür lieber etwas weniger.“

Schon während er die letzten Worte sprach, waren die Augen des Onkels, der sich für einen enormen Kunstkenner hielt, zur Staffelei gerichtet. Dann sah er wieder fragend auf Isole. „Nun? Wie steht's? Bald fertig? Was?“ Und auf den Lebensspitzen, wie wenn er in ein Heiligthum träte, trippelte er auf das Bild zu. „Ah, — gut, gut! Recht gut! Hast Du das nicht zu schnell gemalt, Isole, wie? Nein?“

„O nein!“

„Nein? Wirklich nicht? Aber wenn ich zum Beispiel die Sonnenstrahlen ansehe, liebe Isole, sind sie nicht bedeutend kürzer als auf dem Original? Meinst Du nicht? Bist Du anderer Ansicht, wie?“

Bei jedem „wie?“ fuhr sein Kopf herum, als sei er von einer Feder geschneit.

Die Nichte erklärte sich bereit, die Sonnenstrahlen zu verlängern. Was kam's ihr auch d'rauf an! Vor allen Dingen mußte sie die harmlosen Wünsche des Onkels erfüllen. Er war ja der Einzige, der ihr bei Einklösung des Wechsels helfen konnte! Gesah dies nicht, so wurde ihr alles genommen, was sie besaß.

Aber es war schwer, sehr schwer, mit dem Onkel in Geld-Angelegenheiten zu verhandeln. Als Isole vor kurzem einer Cousine gegenüber ihre Absicht andeutete, da hatte diese ihr entrüstet geantwortet: „Onkel Andreas? Wo denkst Du hin! Das ist unmöglich!“

Es war ja richtig, man hörte nie davon, daß er Verwandte unterstützt habe, — oder ob diese nur nicht darüber sprachen? Jedenfalls hegten sie alle eine Art grimmer Scheu vor ihm. Seine Wohnung, in der er mit einer alten Wirthschafterin hauste, war ihnen fast unbekannt geworden. Onkel Andreas wünschte keine Besuche, am wenigsten von ihnen, das wußte man. Kam man doch zu ihm, so wurde man in einem Vorzimmer steif und förmlich empfangen, sodaß der Besuch nicht lange währte.

Isole besaß zwar wenig Menschenfurcht, aber angesichts dieses so ungewissen Ausganges ihrer Absichten klopfte ihr doch das Herz.

Während der Onkel noch immer in den Anblick des Bildes versunken war, stand sie hinter ihm und beobachtete ihn mit Aufmerksamkeit. Sie sann über die beste Methode nach, ihm ihre Wünsche beizubringen. Sie kam sich beinahe wie ein Jäger vor, der auf sein Opfer lauert, um es hinterrücks zu überfallen. Sie beschloß, zunächst im allgemeinen ihr Leid zu klagen, indem sie erwartete, daß er dann aus eigenem Antriebe weiter forschen werde.

„Ja, da quält man sich nun,“ jagte sie seufzend, „und sitzt und pinselt —.“ Und wieder seufzte sie.

Onkel Andreas schien sie gar nicht gehört zu haben. „Liebe Isole, Du machst Fortschritte,“ äußerte er freundlich. „Mir scheint bei diesem dritten Bilde die Bank dort vor dem Hause bedeutend plastischer.“ Er trat etwas zurück und ließ die Bank aus der Entfernung auf sich wirken. „Aber,“ fuhr er fort, „mich stört etwas. Warum sitzt niemand d'rauf? Wie? Könntest Du mir nicht auf die Bank einen Menschen malen, wie?“

„Ei, Onkel, gerade die Einsamkeit giebt doch dem Bilde die Stimmung!“

„Egal, mein Kind. Oder wie wär's, — wie wär's mit einem Vogel, was?“ Der Onkel legte den Zeigefinger an die Nase.

„Ich kann ja in der Entfernung ein Paar Flügel malen —.“

„O nein! In der Entfernung! Und nur ein Paar Flügel!“

„Ja so genau kann man den Vogel nicht unterscheiden, wenn er oben in den Wolken fliegt.“

„Ganz recht; aber sieh' mal, das ist so eine Marotte von mir, — ich schaue mir Bilder gern sehr in der Nähe an, und wenn ich nun zum Beispiel mit der Lupe, — da stört es mich, wenn, — sieh' mal, solch ein Thier hat doch Federn, und die muß ich sehen —.“

„Nun dann kann ich ja meinetwegen eine Krähe —.“

Der Onkel prallte förmlich zurück. „Eine Krähe?“ Ein geringschätziges Lächeln umspielte seine Lippen. „Ein so gemeiner Vogel! Warum nicht einen Adler, oder noch besser einen Geier, der beutegierig über dem Hause schwebt und gerade im Begriff ist, auf eins von diesen Hühnchen zu stoßen, während die anderen die Flucht ergreifen. Wie? Was?“

Und Isole versprach ihm auch dies. Aber sie sah ein, daß es besser wäre, ohne Umschweife auf's Ziel loszugehen.

„Lieber Onkel,“ begann sie ein wenig gedrückt, „ich wollte gern mit Dir in einer besonderen Angelegenheit —.“

Lebhaft, mit mißtrauischem Blicke, wendete er sich zu ihr. Dann sagte er schnell: „Siehst Du? Da hättest Du am Ende wieder einmal ein hübsches Stück Geld verdient. Wie gut es doch die Künstler haben! Und unjereins dagegen! Immer nur Ausgaben, nur Ausgaben.“

„Ja,“ meinte Isole, schon ganz niedergedrückt, „aber ich dachte —.“

„Daß ich alles, was ich konnte, für Dich gethan habe.“

„O gewiß, indessen —.“

„Man thut eben, was man kann, was man kann!“

„Ich bin Dir sicherlich dankbar dafür —.“

„Das ist hübsch, liebes Kind, sehr hübsch von Dir! Ein schwerer Tag für mich morgen. Neujahrsgeld, verstaubte Bettelbriefe, kennst Du das, wie? Ich halte es für einen Mangel an Charakter, solche Briefe zu schreiben. Aber nun muß ich gehen. Also mache mir einen Geier, mein Kind. Sehr gute Idee! Dann nehme ich es — vielleicht.“ Damit war er die Treppe hinunter.

Verzweifelt warf die junge Frau sich in einen Sessel! Vergebens! Alles vergebens! Und dann wieder stieg eine gewaltige Erbitterung in ihr empor gegen diesen Mann, der ihr so gut hätte helfen können und so engherzig einer Aussprache auswich. — Da stürmten die Knaben herauf und in die Arme der Mutter.

Isole schloß sie an ihre Brust. „Ihr, meine lieben Kinder! Ihr, mein Glück! Ach, wenn doch das böse Geld nicht wäre, wie glücklich könnten wir sein!“

„Mutter,“ meinte der Ältere, „wenn ich groß bin, verdiene ich viel Geld und dann schenke ich Dir solchen Haufen —.“

„Ich noch viel mehr!“ schmeichelte der kleine Dicko eiferfüchtig.

Die junge Frau ward wieder heiter. Und plötzlich überkam sie das Verlangen, ihren Kindern irgend eine Freude zu bereiten.

„Wißt ihr was?“ rief sie, „ich backe euch Schmalzkuchen!“ Damit waren die Kinder überaus einverstanden. Und gleich darauf stand Isole am Herd, verbrauchte ihr letztes Mehl und vergaß ihre Sorgen. Der jüngere Knabe schaute ihr ruhig zu, während der ältere sich nebenan in's Zimmer begeben hatte.

Plötzlich, Isole blickte gerade gedankenvoll in den Topf, kam es ihr in den Sinn, daß es im Zimmer auffallend still sei. Ihr Ältester war doch sonst nicht so leise. Von einer Ahnung erfaßt, stürzte sie aus der Küche, gerade noch zeitig genug, um zu sehen, wie ihr Knabe von dem Stuhle vor der Staffelei aufsprang. Den Pinsel fortwerfend, duckte er sich dann furchtsam in eine Ecke.

„Aber Junge!“ — Sie besah den Schaden.

Gerade über die Sonnenstrahlen hinweg hatte der Thunichtgut einen großen, dunkelgrauen Fleck gemalt!

Isole verabreichte ihrem Sprößling im gerechten Zorn einen gehörigen Denkfettel und versuchte, das Unglück wieder gut zu machen. Es ging nicht. Die Sonnenstrahlen blieben unwiderruflich durch einen seltsam grauen Schleier verdüstert. Betrübte hüt Isole den ebenfalls wehmüthig gewordenen Kleinen die Schmalzkuchen fertig.

Darüber war es fast Abend geworden, Sylvester-Abend. Isole brachte die Knaben zur Ruhe und dann setzte sie sich hin, um zu schreiben. Jedes Jahr hatte sie dem Onkel zum Neujahrsmorgen eine Gratulation geschickt, sie wollte es auch diesmal thun, sie gedachte nicht, Böses mit Bösem zu vergelten! Und so schrieb sie ihm einen warmen, herzlichen Glückwunsch.

Dann verfaßte sie auch einen Brief an den Kaufmann. Eigentlich beabsichtigte sie, ihn nur in wenigen Worten noch einmal um Aufschub bitten, um doch alles versucht zu haben. Aber beim Schreiben regte sich die ganze Empörung, die sich in ihrem Innern angesammelt hatte, wieder in ihr. Die Feder flog über's Papier, der Brief ward zu einer großen Anklage gegen den hartberzigen Gläubiger. Sie bedachte nicht, daß diese scharfen Worte den Mann noch mehr gegen sie herausfordern mußten. Erst die völlige Dunkelheit veranlaßte sie, den Brief zu beenden.

Ihre Augen schmerzten sie. Hochaufathmend erhob sie sich, von einer gewissen inneren Befriedigung erfüllt. Sie hatte doch einmal ausgesprochen, wie ihr wirklich zu Muth war.

Sie trug die beiden Briefe schnell zur Post und kehrte dann wieder zu ihren schlummernden Kindern zurück.

Früher hatte sie den Sylvester-Abend stets in heiterem Kreise verlebt und mit besonderem Vergnügen am Bleigießen theilgenommen. Am Vorabend des Jahres, in welchem sie sich verheirathete, goß sie ein reizendes kleines Nest; ehe ihr ältester Junge geboren wurde, eine Peitsche, dann aber, ehe ihr Mann starb, — ein Kreuz. — Was würde sie heute wohl gießen? — Sie lächelte bitter vor sich hin. Gewiß ein Pfändungsiegel!

Als um Mitternacht das Hin- und Herwogen in den Hauptstraßen am ärgsten geworden, und von den Thürmen das neue Jahr eingeläutet wurde, — da lag Isole längst in festem Schlaf. Und als sie erwachte, war es schon spät am ersten Tage des neuen, des schweren Jahres. —

Etwa um die Stunde, als Isole sich sorgenvoll erhob, erhielt Onkel Andreas, beim Morgenkaffee in Schlafrock und Pantoffeln sitzend, ein Schreiben, und zwar ein sehr langes, das ganz sanft begann, aber immer wilder ward.

Der Onkel stutzte, seine Stirne verfinsterte sich. Er haßte alles Schrofne und pflegte etwas Unangenehmes immer noch in verbindlicher Form zu sagen. Er blickte nach der Unterschrift. Was, Isole!

Sein Auge überflog die folgenden Sätze:

„Sie haben mich dazu gedrängt, Ihnen für Schulden, die ich in meiner Krankheit machen mußte, einen auf den zweiten Januar ausgestellten Wechsel zu übergeben. Und nun sind Sie unerbittlich und wollen mich zu Grunde richten!“

Der Onkel zog die Augenbrauen in die Höhe. Das galt nicht ihm. Aber er war doch neugierig, was dieser an die falsche Adresse gelangte Brief besagte. Also weiter! — „Gut! Sie wissen, daß ich niemand auf der weiten Welt habe, der mir beistehen könnte, niemand!“

Der Onkel räusperte sich . . .

„Sie wissen, daß ich vom Januar an einen Curfus im Malunterricht beginnen wollte, wozu bereits Anmeldungen eingegangen waren. Damit hätte ich mir eine Existenz geschaffen, ich hätte meine Schulden allmählig abbezahlt. Natürlich, wenn Sie mir die Sachen nehmen, kann nichts daraus werden, und ich mag mit meinen Knaben im Getriebe der großen Stadt umkommen. Wie ehrlich war ich bestrebt, mir durch mein Talent das zu erarbeiten, was ich außer meiner kleinen Pension zum Unterhalte für uns brauchte! Ich habe studirt und gearbeitet die ganzen Jahre, sodas ich des Abends, nachdem ich auch noch die häusliche Arbeit erledigt, oft zu Tode ermattet zusammenbrach. Und doch, — gemurt hab' ich gewiß nicht darüber, denn ich sah ja, daß es vorwärts ging. Und nun, da ich endlich am Ziele bin, stoßen Sie mich in's Elend zurück! Und wenn Sie noch arm wären und das Geld nothwendig brauchten! Aber was kann Ihnen denn daran liegen, ob sie das Geld nach und nach einige Monate später erhalten! Doch Sie wollen nicht. Und weshalb nicht? Weil Sie kein Herz haben! Sie kümmern ja die Noth Ihrer Mitmenschen nichts. Sie sitzen da wohlgeborgen in Ihrem Lehnstuhl, rauchen Ihre gute Cigarre und denken nicht an das Elend Ihres Nächsten!“

Onkel Andreas legte unwillkürlich seine Cigarre weg. „Aber die Versicherung kann ich Ihnen geben: nach Ihnen wird kein Hahn krähen, wenn Sie nicht mehr sind, kein dankbares Gemüth wird Ihnen Thränen nachweinen.“

Onkel Andreas sprang auf. Raslos schritt er längere Zeit auf und ab, sodas der Kaffee ihm kalt wurde und die Cigarre ausging. „Hm, hm!“ machte er ab und zu und ließ den Kopf wiederholt in seiner komischen Art zur Seite schnellen. Endlich zog er sich an und verließ das Haus.

Izsolde war heute Morgen ruhiger. Sie hatte sich anscheinend in ihr Geschick ergeben. Mochte nun kommen, was da wollte!

Ohne besondere Bewegung sah sie, wie der Onkel die Straße hinaustrippelte. „Aha!“ dachte sie, „der kommt schon des Bilde wegen!“ Nun, das würde er unter den obwaltenden Umständen wohl zurückweisen. Was nützen auch schließlich die dreißig Mark! Immerhin wollte Izsolde nicht, daß der Onkel das Zerstückungswert gleich beim Eintritte bemerken sollte, sie verdeckte das Bild also mit einem Tuche.

Die junge Frau vermochte es kaum, dem Onkel in ihrer jetzigen Stimmung freundlich entgegenzukommen. Die Erbitterung gegen ihn war noch immer zu groß. Aber das wußte sie: kein Wort brachte sie wegen ihrer Lage über die Lippen. Einer neuen Demüthigung wollte sie sich nicht aussetzen.

Auch der Onkel schien ernster als sonst. Er dankte für die mündliche Wiederholung ihres Glückwunsches, setzte sich dann nieder und blickte gedankenvoll vor sich hin. Darauf begann er, in abgebrochenen Sätzen allerhand aus seinem Leben zu erzählen. Merkwürdig, nach dem Bilde fragte er gar nicht und über ihre herzlichen Gratulations-Zeilen äußerte er ebenfalls kein Wort. Plötzlich aber unterbrach er sich in seinen eigenthümlichen Mittheilungen, zog einen Brief hervor und zeigte ihn Izsolde, indem er sie aus seinen schlaun Aenglein auffallend scharf und mißtrauisch anblickte. „Warum hast Du mir denn diese Epistel Jeremia zugebracht, mein Kind?“

Sie erschrak heftig. „Aber Onkel! Wie war das möglich! Mein Brief an den Kaufmann. . . Ja wie kann das nur geschehen sein? Ich muß in der Dunkelheit —“

„O weh! Und der Herr Baumann hatte nun sicherlich die lebenswürdige Karte empfangen und mochte diese, mit ihrer Onkel-Anrede, wohl gar für eine Art von schlechtem Neujahrswitz halten!“

„Also ganz absichtslos? — Na, schon gut, Izsolde. Dachte mir es auch. Hast mich gewiß immer für einen nichtswürdigen Geiztragen angeschaut, daß Du nicht gewagt hast, mir offen zu sagen, wie es mit Dir steht. — Wie? Was?“

„O nein, das nicht, Onkel Andreas! — Aber, — aber — ich wollte ja auch schon —“ stammelte Izsolde.

„Hm, Du meinst, mir wäre nicht beizukommen gewesen, wie?“

„Ja, Onkel!“

„Hm!“ Onkel Andreas schnellte ein paar Mal mit dem Kopfe. „Ich will Dir mal etwas sagen, mein Kind! Der Geiztragen bin ich nicht! Wenn Du ahnest, wie sehr ich ausgeplündert worden bin von unsern lieben Verwandten, wie es Jahre hindurch immer gegangen ist: Onkel Andreas hilf hier, — und Onkel Andreas hilf da! Und dann keine Spur von Dankbarkeit! Undank überall, schwärzester Undank und Verleumdung! Da hab' ich die Sache endlich satt bekommen, hab' mir die

ganze Gesellschaft vom Halse geschüttelt. Ja, das hab' ich!“

Onkel Andreas rieb sich zufrieden die zierlichen Hände.

„Dich, die Du noch nicht so lange hier am Orte wohnst, haben sie auch gegen mich einzunehmen verstanden, mein Kind; weiß das sehr genau! Aber Du bist trotzdem bescheiden gewesen, hast mich nie angebettelt, und deshalb will ich Dir auch — Dein Bild abkaufen! — Das heißt, wenn es gelungen ist, wie?“

Izsolde, schon ganz erfüllt von tiefster Dankbarkeit gegen den verlassenen, sonderbaren Onkel Andreas, war nun doch erheblich enttäuscht. Nur die dreißig Mark für das Bild! Und da es verdorben war, bekam sie natürlich auch diese nicht. O du lieber Gott, wie sollte das im neuen Jahre werden! Und wieder tauchte das Gespenst der Sorge grauig vor ihr auf.

Der kleine Mann trippelte mittlerweile an die Staffelei, auf der das verhängte Unglücksbild stand.

Er faßte an das Tuch, „darf man?“ Und dabei schob er es schon zur Seite.

„Gieber Onkel, — das Bild, — ich habe leider —“

Zu ihrem größten Erstaunen sah Izsolde aber, wie Onkel Andreas in seltsamer Verzückung unverwandt auf das Werk ihres Pinsels starrte. Endlich löste sich seine Zunge.

„Großartig! Wunderbar!“

Izsolde blickte ihn fragend und verduht an. Er aber fuhr begeistert fort: „Dieser düstere, graue Schleier, wie er sich so vor die heiteren Sonnenstrahlen schiebt, — ein Bild des menschlichen Lebens! Eine vorzügliche Idee von Dir, liebe Izsolde. Wie hast Du das so herausbekommen? . . .“

„Ja, — ich — weiß es auch nicht —“ Gott sei Dank, die dreißig Mark waren wenigstens gerettet! „Allerdings, Onkel, der Geier und der Mensch auf der Bank sind noch nicht ganz fertig —“

„Freilich,“ erwiderte der Onkel gutgelaunt, „es ist noch kein Strich davon d'rauf.“

„Aber gewiß, ich werde sie Dir malen —“

„Nein, nein! Du darfst nicht mehr daran arbeiten, die Idee mit der Wolke ist ja bedeutend besser. — Hier, nimm, liebes Kind, — ich sehe schon, daß Du —“

Onkel Andreas holte ein Couvert aus der Tasche und reichte es Izsolde hin. Darauf ergriff er das Bild. „Ich nehme es gleich mit.“ Ohne den Dank seiner Nichte abzuwarten, trippelte er hinaus.

Nun öffnete Izsolde das Couvert. Ein Schrei der Ueberraschung entfuhr ihr. Sie hielt — drei Hundertmarkscheine in der Hand! —

Sie sprang an's Fenster und blickte dem Onkel nach, wie er, mit dem sorgfältig von seinem Taschentuche verdeckten Bilde in der Hand, die Straße entlang eilte.

„Ich danke Dir, Onkel Andreas!“ rief sie tief bewegt. „Mein und meiner Kinder Liebe soll Dir Deine Gutfahrt vergelten; wir wollen Dir der warme Sonnenschein für Deine alten Tage sein!“

Noch stand sie so da, als ihre Zungen, die draußen im Schnee gespielt hatten, mit einem Briefchen die Treppe hinaufgepoltert kamen.

Noch einer! Nun das war sicher etwas Unangenehmes, was das Glück wieder dämpfen würde. Richtig, es kam von ihrem Gläubiger! Sie las:

„Sehr geehrte Frau!“

Obgleich ich mich nicht entsinne, daß ich in dem angenehmen Verhältniß eines Onkels zu Ihnen stehe, also wohl Ihre Zeilen nicht auf mich beziehen darf, so ersehe ich doch daraus, daß Sie eine vortheilhafte Nichte sein müssen.

Wir, der ich Onkel sehr vieler Nichten bin, ist von keiner dieser jemals ein Glückwunsch zum neuen Jahre geschickt worden. Ihr Brief war überhaupt in dem Wüste der empfangenen der einzige mit einem wohlthuenden Inhalte. Ich weiß aber die so seltene Pflanze aufrichtiger Zuneigung innerhalb der Verwandtschaft wohl zu schätzen, und daher erlaube ich mir, an Stelle des fremden Onkels, Ihnen aufrichtig zu danken. Beruhigen Sie sich über den morgen fälligen Wechsel, und falls Sie weiter Credit brauchen, so wenden Sie sich getroßt an

Ihren hochachtungsvoll  
ergebenen  
Baumann.“

Frau Izsolde schloß ihre Zungen in die Arme. „Kinder,“ rief sie, „jetzt sind wir über den Berg!“

Wie liebevoll hatte der Himmel es mit ihr im Sinne gehabt, daß die Briefe nicht an die beabsichtigten Adressen gelangt waren! —

Und durch die Luft hallten die Klänge der Glocken. So hoffnungsfreudig wie heute hatten sie Frau Izsolde seit langem das neue Jahr nicht eingeläutet.

Rachdruck verboten.

## Im Schuldbuch.

Von Hermine Billinger.



Es war im Jahre achtundvierzig; zu Rudau, im badischen Odenwalde, tagte der Gemeinderath. Es gab zur Zeit nicht wenig zu berathen, denn ganz nahe, in der Pfalz, stand Mikroslawsky mit seinen Truppen, und die Freischärler hielten die Bergstraße besetzt; von dort wehten allerlei freibildurchtränkte Lüste herüber. Es litt die Dörfler nimmer zu Haus, sie trieben sich in den Gassen herum oder saßen im Wirthshaus, und irgend einer mußte die Zeitung vorlesen mit den Nachrichten aus Frankreich.

„Hm,“ lamen die guten Odenwälder überein, „unser Bürgermeister ist ein belehener Mann, der soll für uns denken und unser Recht aussprechen!“

„Ja, aber er ist zu langsam,“ ertönte es aus einer Ecke des Wirthshauses; „jawohl, ihr Männer, viel zu langsam und viel zu bedacht; heißt's nicht, es sind nicht genug Gewehr da, falls man eine Bürgerwehr haben will? Warum holen wir nicht die Gewehr droben im Schloß, beim Grundherra? Der muß sich jetzt duden, wenn wir antommen!“

„Was der Amrhein da sagt,“ meinten einige der Bauern, „das dürrt' man schon überlegen, — man könnt's ja vielleicht dem Bürgermeister einmal vorstellen, — wie wär's, wenn's der Amrhein thät?“

„Er freilich, bin gern bereit!“ rief dieser, „nur nig aufgeschoben!“

Da ging's über Hals und Kopf nach dem freundlichen Rathhäuschen mit seinen grünen Fensterladen und dem spitzen Giebeldach.

„De, was giebt's, ihr Männer?“ rief der Bürgermeister zum Fenster heraus; „ihr wißt, ich kann das Zusammenstehen in den Gassen nicht leiden; s'kommt nie was Gesehitt's dabei heraus.“

Die Bauern schauten zu dem Sprecher hinauf, ohne eine Widerrede zu wagen; Amrhein aber rief ganz led aus dem Hause: „Die Gewehr für die Bürgerwehr wollen wir droben beim Grundherra holen, — und zwar auf der Stell!“

„Unter keiner Bedingung!“ fiel ihm der Bürgermeister in's Wort, „wir wollen unser Recht mit Anstand fordern und nicht auf brutale Weis', wie's da und dort jetzt zugeht. Laßt euch nicht aufhegen, ihr Männer, sonst schickt euch der Grundherr's Militär auf den Hals, und dann habt ihr's!“

Sie gingen heim, und der Bürgermeister wandte sich in's Innere der Stube mit den Worten: „Der Amrhein, ihr Herrn, will mir als Rathgeber der Bauern nicht gefallen.“

Seine Rede wurde hier durch den Ortssdiener unterbrochen, der mit der Meldung hereintrat, der Amrhein sei draußen und möchte den Herrn was vortragen. Ueber des Bürgermeisters Gesicht flog ein Schatten: „Er soll reinkommen!“ sprach er.

Amrhein, ein stacheliger Auswuchs am glatten Stammbaume des alten Geschlechts derra am Rhein, trat mit einem lässigen Kopfniden vor den Tisch des Magistrats.

Es waren zwei grundverschiedene Männer, die sich da gegenüberstanden; beide hatten die Bierzig nur um wenige Jahre überschritten, allein der Bürgermeister, mit seiner hageren, knochigen Gestalt und dem ersten, schmalen Gesicht, sah bedeutend älter aus als Amrhein, dessen weiblich fleischige Züge den Stempel trüger Sorglosigkeit trugen.

„Drum müßt' ich die Herrn bitten,“ begann er, seinen Filz zwischen den Fingern drehend, „mir Reisegeld zu geben, die Sach' geht mir hier zu Land' viel zu langsam, ich will mich anwerben lassen beim Mikroslawsky.“

Ueber die Miene des Ortshauptes flog plötzlich ein Ausdruck der Erleichterung: „Recht löblich, in diesen bösen Zeitaltern dem Vaterland zu dienen; wie viel Reisegeld willst Du denn, Amrhein?“

„Halt so zehn Brabanten, den' ich, werden langen.“

„Was,“ fuhren die Gemeinderäthe auf, „der Kerl ist verrückt!“

„Wenn er sich jetzt in den Omnibus setzt,“ erklärte einer von ihnen, „so kann er um eins in Rosbach sein und heut' Abend in Heidelberg und nachts in Mannheim beim Mikroslawsky; da langen drei Brabanten, und dabei kann er leben wie ein Fürst.“

Amrhein schaute den Bürgermeister an und schüttelte den Kopf: „Billiger thu' ich's nicht!“

Er bekam die Weisung abzutreten.

„Ihr Herrn,“ wandte sich das Ortshaupt an die Gemeinderäthe, „wenn wir den Menschen um zehn Brabanten loswerden, ich geb' sie gern aus meiner Kass'. Noch vor sechs Wochen hat er uns schweres Geld für Schubgebühren gekostet, von Stuttgart —“

„Dort habt ihr auch mehr als die Hälfte davon bezahlt,“ fiel einer der Gemeinderäthe dem Bürgermeister in's Wort, „ein halbes Vermögen habt ihr schon an den Menschen gehängt, und er ist und bleibt ein Lump! Eure Geduld mit ihm ist mir schon lang' ein Räthsel, nehmt mir's nicht übel, Bürgermeister —“

„Hm,“ meinte dieser, indem er sich mit den Acten auf dem Tische zu schaffen machte, „wir sind halt Nachbarskinder gewesen und haben mitsammen gespielt.“

Unterdessen verbreitete sich die Nachricht wie ein Lauffeuer durch's Dorf: Der Amrhein geht fort! Der Amrhein fährt mit dem Omnibus zu den Poladen!

Und nicht nur die Jugend, fast die ganze Einwohnerschaft Rudau's versammelte sich an der Post, um den Amrhein abzuweisen zu sehen. Er sah hoch droben auf dem Omnibus, den Filz hinten auf dem Kopf, und nickte herunter, indes ungezählte Cigarren, halbe Brodlaibe, eben dem Kessel entnommene, noch frisch dampfende Würste, sogar ein neues Halstuch, — alles durch einander, zu ihm hinaufzog, sodas er kaum Hände genug hatte, die Gaben in Empfang zu nehmen.

Laut stritt sich die Jugend, welche Charge ihr Amrhein in der Armee wohl einnehmen werde, ob Unteroffizier, Lieutenant oder gar Major. Der Postel blies, die Pferde zogen an, und schwerfällig rasselte der Wagen davon.

In der letzten Gasse, wenige Schritte vom Wald entfernt, stand des Bürgermeisters Haus, das größte und ansehnlichste im Dorf. Amrhein warf einen Blick nach den Fenstern; an zweien derselben waren die Vorhänge kaum merklich zurückgeschoben. „Ja, ja,“ sprach er mit einem kurzen Aufschauen,



Neujahr in der Stadt.

Nach dem Bilde von Hugo König. — Siehe Seite 8.  
Photographie-Berlag von Franz Hauskaengl, A. G., München.

„Schaut mir nur nach, ihr zwei da drin, wir sind noch lang nicht weit mit einander, aber meine Zeit ist endlich da!“

Der Omnibus verschwand hinter den Bäumen des Waldes, und die Vorhänge an den Fenstern des Dorfschützen fielen in ihre alten Falten. Der Bürgermeister selber ging, die Hände auf dem Rücken, in seiner Stube auf und ab. Es gab einen Winkel in dem Herzen des Mannes, von dem er sich sagen mußte: den darf keiner kennen als ich.

Er und der Lump, der eben davon fuhr, waren Jugendgespielen gewesen; Amrhein, der früh seinen Vater verloren, wurde nicht allein von seiner schwachen, zärtlichen Mutter verzogen, jeder im Dorfe that dem bildhübschen, wohlhabenden Burtschen gern den Willen, und er verstand's früh, allen Anstrengungen aus dem Wege zu geben.

Franz, der Nachbarssohn, mußte ihm die Schulaufgaben machen. Auf dem dünnen, höhlängigen Buben lastete der Fluch eines jammervollen Heims; er konnte nicht schnell genug nach der armseligen Mahlzeit im elterlichen Hause, hinüber in's Häuschen der Witwe kommen, um sich dort über die Reste der

da. Salat und trockenes Brod, etwas anderes kam nicht mehr auf den Tisch; langte einmal eines der Kinder nach einem zweiten Stück Brod, gleich ging's über den Trefser her, dem es von Seiten seines Vaters immer als ein persönliches Unrecht angerechnet wurde, daß er überhaupt da war.

Als die Frau nach der Geburt des zwölften Kindes kränkelte, gab ihr der Mann das Zeugniß: „Du warst von jeher zu nichts nutz“, worauf sie weiter nichts entgegnete, sondern so bald wie möglich, mitammt ihrem Jüngstgeborenen, in aller Stille von dieser Welt schied.

Kurze Zeit nachher nahm der Schuhmacher das Kind eines Verwandten in's Haus, der gestorben war und ihn zum Vormund der Tochter ernannt hatte. Regin' hatte ein kleines Vermögen und war ein hübsches, heiteres Kind, das sogar in das düstere, armselige Schuhmacherheim Leben und Sonnenschein brachte. Immerfort rührig, schenerte und pupte sie so lange, bis sie ihre Umgebung in eine freundliche umgestaltet hatte. Nur in die finstere Werkstätte ging sie nicht, trotzdem ihr der stille, verbitterte Mann so wohlwollend zunickte, wie er nie

Franz, der Burtsche, riß groß die Augen auf, ohne recht zu wissen, was er denken sollte, als sein Vater auch schon aufgesprungen war, das Mädchen in's Haus wies und Amrhein beim Rodzippel packte.

So wandelten sie dem Walde zu, — der eine mitten aus seinem Glück gerissen und darum noch ganz verwirrt, der andere schwer athmend vor innerer Erregung, wie nach Worten suchend.

Zawohl, der da neben ihm, der Nichtsthuer, der Glücksphilz, — nur so kommen wollen und die zukünftige Bürgermeisterei wegschnappen, deren harte Thaler dem Sohne die Wege bahnen sollten zu Amt und Würden! — Nein, so leicht gab der Alte seinen letzten Traum nicht auf!

Die schwärzlichen, stahlharten Finger dem Burtschen in den Arm grabend, begann er mit leiser, heftiger Stimme: „Von dem Nädel laß ab, die hast Du nicht verdient, — denn verdienen muß der Mensch sein Glück. Bist allerweil der Lept' gewesen in der Schul', und eure Keder beweisen's, Du bist feiner, der früh aufsteht. Lachen und lustig sein aber machen



#### Neujahr auf dem Lande.

Nach dem Bilde von C. Heinisch. — Siehe Seite 8.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, A.-G., München.

Mahlzeit herzumachen. Die Frau gönnte es dem Nachbarsbuben wohl, lebte aber nichts destoweniger in fortgesetztem Streite mit ihrem eigenen Jungen, der im Geben keine Schranken kannte, während die Witwe für ihre Hühner und Schweine eintrat, deren starke Abnahme sie allein dem nimmerfatten Kostgänger zuschrieb.

Der aber gedieh und schoß auf, der einzige unter einer Schar blasser, kränklicher Geschwister, deren jedes vor dem zehnten Lebensjahre dahinsiechte, um dem neuen armseligen Wesen, das nachkam, Platz zu machen.

Am niedrigen Fenster neben der Hausthüre sah das Familienhaupt in einer Umgebung von Pech, zerrissenen Schuhen, übertriebenden Lederstücken und ranziger Wäsche; sah und sticte von früh bis spät, und doch steckte es nicht.

Der vor der Zeit gealterte Mann war mit einem mächtigen Ehrgeiz in's Leben getreten. Zu Heidelberg hatte er das Schuhmacher-Handwerk erlernt und zugleich eine Frau mit Vermögen gefunden. Nun sollten sie leben in Mudau, was er konnte! Große Ledervorräthe wurden angekauft, die Honoratioren aller umliegenden Ortschaften ließen bei ihm arbeiten. Der Traum seines Lebens, erst Gemeinderath, dann Bürgermeister zu werden, sollte so bald wie möglich in Erfüllung gehen. Darum wollte er nicht nur gute Arbeit liefern, sich des Abends im Wirthshause zeigen und mit Eifer über die Zeitungen disputiren. Aber es ward fast alle Jahre ein Kind geboren, und sein Weib blieb nicht tüchtig zur Arbeit; wo hätte sie auch die Kraft dazu hernehmen sollen? Er mußte immerfort von dem Vermögen zusehen, denn selbst wenn er bis in die Nacht hinein über seinen Schuhen hämmerte, der Verdienst reichte für's Leben nicht aus. Die letzten paar Hundert Gulden steckte er in eine Speculation, verlor, — und die Armut war

einem der bleichen, schüchternen Wesen zugefallen hatte, die jetzt auf dem Friedhofe draußen mit der Mutter lagen. Manchmal in der Nacht träumte ihm, sie sähen noch allesammt rings um den Tisch und schielten nach dem Laib Brod, den er neben sich in Verwahrung hielt. Da kam wieder jene Angst über ihn, jene nagende Verzweiflung, die Tag und Nacht an seiner Seele gekehrte hatte, — wie sie alle satt machen und groß ziehen?

Und wenn er erwachte, fuhr er sich mit einem „Gott sei Dank!“ über die feuchte Stirne, „sie sind versorgt und wohl aufgehoben!“

Aber sie hatten auch seine Lebenskraft mit fortgenommen, er kam nicht mehr heraus; alles, was er konnte, war, dem Sohn und dem lachenden kleinen Ding täglich und fründlich vorzusagen: „Der Mensch muß es zu 'was bringen, sonst hat er umsonst gelebt.“

Und Franz, der Bub', war allen Ernstes gesonnen, directen Weges in den Kedar zu gehen, wenn er es mit vierzig Jahren noch nicht zum Bürgermeister gebracht.

Diese Gefinnungen aber machten ihn zum Mann in einem Alter, das Amrhein noch zu den unüberlegtesten Bubenstreichen ermächtigte. Der Schuhmachersohn nahm keinen Theil daran, aber er brachte jeden freien Augenblick bei dem Kameraden drüben zu, dessen ausgelassene Heiterkeit seinem ernstem Gemüth eine Nothwendigkeit war.

Einstmals, es war Feiertag, sah der Schuhmacher vor seinem Hause, neben ihm der Sohn, abgeschafft, dem Einschlafen nahe. Er war, seit er die Schule verlassen, bei einer Ziegelei beschäftigt.

Hinter dem Walde, der die kleine Ortschaft rings umschloß, ging die Sonne unter, und aus der leuchtenden Röthe traten Amrhein und Regin' Hand in Hand.

den Mann nicht aus. — Wer ein Nädel heirathen will, die 'was hat, der muß sich sagen können: Ich vermag ihr Geld auch festzuhalten. Das kann der Franz. Du aber mußt Dir sagen: Ein Glas Wein ist stärker als ich, — stärker als ich ist jedes Gelüst, das mir in den Weg kommt; so einer aber, das ist so klar wie's Einmaleins, der stirbt seinen Tod im Wirthshause, denn das ist aller Nichtsthuer End!“

Und der Schuhmacher reckte seinen gebrochenen Körper, erhob die Hand wie zum Schwur und wandte sich zum Gehen. Betroffen sah ihm Amrhein nach; es war zum ersten Male, daß jemand so ernste Worte zu ihm gesprochen; sein gläubiges Gemüth fühlte sich im Inneren ergriffen.

Am andern Morgen begab er sich geraden Wegs hinaus zur Ziegelei, wo Franz unablässig seine Ziegel von der etwas niedriger gelegenen Hütte zur Landstraße hinauffuhr. Amrhein half ihm ein wenig beim Auf- und Abladen, wuschte sich aber schon nach kurzer Anstrengung die Stirne.

„Möcht' Dir 'was sagen,“ begann er, mit dem Fuß im Sande wühlend, „es ist schon so, daß ich mich vor der Arbeit scheu' und am Sonntag gern eins über den Durst trink', — aber das kannst der Regin' ausdrücken: wenn sie meine Frau wird, schaffen wollt' ich wie nicht gecheit, und an's Trinken im ganzen Leben nimmer denken; willst das ausdrücken, Franz?“ Dieser nickte und fuhr mit seinem Karren davon.

Daheim beim Essen, wobei er sonst das Orisblättchen zu lesen pflegte, besah er mit einmal sein anderes Interesse mehr, als Regin's Gebahren in aller Heimlichkeit zu beobachten. Was hatte sie mir immerfort zum Fenster hinauszuschauen? Dachte sie an Amrhein und waren die beiden am Ende wirklich schon einig?

O, welch' tiefe Pein ergriff den stillen Burtschen mit einem

Male! Er hatte sein ganzes Leben an nichts gedacht, als an's Vorwärtkommen, und daß er's zu was bringen müsse im Leben, und sich abgehabt in bitterem Ernst. Jetzt fiel's ihm plötzlich wie ein Alp auf die Seele: da hab' ich was verpaßt, was vielleicht nie wieder gut zu machen ist!

Kaum hatte der Vater die Küche verlassen, stand auch schon der Lorenz neben dem Mädchen am Herd.

„Regin“, stammelte er, „ich soll, — ich muß Dir was sagen.“

Und nun geschah's, daß ihm ganz etwas anderes über die Lippen kam, als er bezweckt hatte: — er warb um das Mädchen, sprach von seiner Liebe und schloß mit den Worten: „Und darauf verlaß Dich, — die Bürgermeisterin ist Dir sicher.“

Regin' hatte sich mit einem leisen Aufschrei von ihm weg-gewandt und stand nun da, die Schürze vor dem Gesicht und immerfort mit der Hand abwinkend, solange der Bursche sprach.

Endlich ging er auf ihr energisches „So laß mich doch!“ und verfügte sich in die Werkstätte zum Vater.

„Glaubst, sie nimmt mich?“ fragte er diesen. „Ich hab's ihr eben gesagt, ich wollt' sie zur Bürgermeisterin machen.“

Der Alte schaute auf: „Sorg' Dich nicht, ich werd' sie schon bereben; junge Herzen sind wie Butter. Meine hat mich auch nicht wollen, da hab' ich gesiegt, und sie gab nach. Beim Mitleid ist jede von ihnen zu paden.“

Und der Alte legte sich in's Zeug, und die Regin' zählte ja erst sieben Jahre. Den ganzen Tag mußte sie's hören, was ihr bevorstand mit dem einen, was ihr bevorstand mit dem andern; und das waren ungleiche Wege: hier ein beständiges Steigen in Ansehen, Ehren und Würden, dort ein kurzer Jubel und ein Alter der Noth.

Regin' weinte bittere Thränen. Daß der Lorenz den ganzen Tag herumging, wie ein Bild des Grams, ließ sie nicht gleichgültig; auch sträubte sich irgend eine Stelle in ihrem Herzen, es mit „dem Alter der Noth“ aufzunehmen.

Kurz, es geschah, und eines Sonntagmorgens, das zweite Kirchenläuten hatte eben begonnen, trat ein Brautpaar aus des Schuhmachers niedrigem Hause.

Drüben, der Amrhein sah sie vom Fenster aus daher-kommen, unsicheren Schrittes, mit gesenkten Augen, wie zwei, die einen Diebstahl auf dem Gewissen haben.

Der große starke Bursche brach mit einem Aufschrei in die Kniee; mit beiden Händen umflammerte er seinen Kopf. Ach, der Schmerz, der brennend heiße, wüthend stehende Schmerz! Der Freund that ihm das an, auf den er gebaut, wie auf den lieben Gott, — das Mädchen verrieth ihn, das sich in seine Arme geschmiegt und seinen Kuss erwidert hatte!

Wie sollte er, der nie in seinem Leben eine harte Stunde kennen gelernt, nun plötzlich mit einem doppelten Treubruch fertig werden?

Er schloß ein Messer, um es dem ehemaligen Kameraden in die Brust zu stoßen; er machte sich eine Schlinge, legte sie sich um den Hals und warf sie wieder weg. Schließlich dachte er: Was brauche ich mich zu sorgen? An Gott ist's, die Unschuld zu rächen; die zwei sehen jetzt groß in seinem Schuldbuch eingeschrieben.

Und er setzte sich auf die Bank vor sein Haus und wartete auf die Vergeltung.

Solang seine Mutter noch lebte, that sie die Arbeit und hielt das Wenige, was sie noch besaßen, zusammen. Aber sie starb, und nun hatte er niemand mehr, der für ihn sorgte.

„Da siehst Du's nun, was er für ein Tagedieb ist,“ sagte der Schuhmacher zu seiner Mündel, „s wird nicht lange dauern, ist er ein Lump.“

Regin' schweig und nähete an ihrer Aussteuer; im hintersten Stübchen des Hauses sah sie, nur um den Amrhein nicht sehen zu müssen.

Auch der Schuhmachersohn war nicht recht froh, obwohl ihm zum ersten Male im Leben die Sonne des Glückes schien. Drüben vor dem Nachbarhaus, der Amrhein vergällte ihm alles; sein Anblick verfolgte ihn bis in den Traum. Und noch was anderes quälte ihn, — er konnte die Erinnerung nicht los werden, wie die beiden damals Hand in Hand aus dem Walde geschritten waren, Regin' mit einem Ausdruck, wie er ihn seither nie wieder an ihr gesehen.

War sie damals glücklich gewesen und jetzt unglücklich? Alle Tage nahm er sich vor, Regin' darnach zu fragen, allein die eigene Schuld verschloß ihm den Mund, und so traten sie mit einander vor den Altar.

Nach der Hochzeit wußte Regin', was sie gethan, — wußte, daß sie einem Manne angehörte, für den sie nichts empfand, mit dem sie nun ihr ganzes Leben hinleben mußte, ohne jemals wieder, auch nur ein einziges Mal, jenes Glück zu fühlen, das Amrhein's Kuss in ihrem Innern hervorgerufen. O, die öde, liebesarme Zukunft, die sich vor ihr aufthat, wie schauderte sie davor zurück! Und immer der Amrhein da draußen vor seinem Hause, wie er rauchte und herüberbuckelte.

Schon hatte er sein Ackerland verkauft, nachdem es halbwegs verkommen war unter seiner nachlässigen Aufsicht. Wenn es regnete, lief das Wasser von dem beschädigten Dach ihm in Küche und Stube; in seinem Gärtchen wucherte das Unkraut, und seine Hühner und Enten suchten ihre Nahrung in der Nachbarschaft.

Der Schuhmachersohn aber hatte ein neues Stodwerk auf das niedrige Häuschen seines Vaters gebaut, und da hauste er nun mit seinem Weibe in sauberen, nach fernem Volge duftenden Stuben. Die Biegelei, in der Lorenz von Kindheit an gearbeitet, war jetzt sein Eigenthum, und da er seine ganze Kraft an sein Unternehmen setzte, kam er vorwärts.

In dem Gefühl seiner Schuld, daß er zwei Herzen getrennt, die sich angehört, war er gegen die Frau stets rücksichtsvoll, fast schüchtern; und sie that ihre Pflicht.

Daß zwischen ihr und dem Manne fortwährend ein anderer stand, und sie über das Vergangene nicht hinauskam, suchte sie hinter dem Interesse zu verbergen, das sie für die Arbeit des Gatten zeigte; sie stürzte sich förmlich kopfüber in dessen ehrgeizige Pläne, und einmal so weit, gingen sie ihren Weg Hand in Hand, und der Ruf ihrer Tüchtigkeit ließ nicht lange auf sich warten.

Ganz heimlich aber, ohne daß das einer dem anderen ein Wort davon sagte, überboten sie sich im Helfen und Unterstützen der Bedürftigen und Unglücklichen.

Ihm, dem Schuhmachersohn, fiel das nicht leicht; jedes Stück Brod, das er vom Laibe schnitt, trennte er sich auch von der Seele, denn dessen Werth war ihm in der Jugend tief in Fleisch und Blut übergegangen. Aber er rang mit sich und

gewann sich das Härteste ab, immer im Hinblick auf seine Schuld, die ihm am Herzen nagte, und ohne die er nie geworden wäre, was er war.

Als er achtunddreißig Jahre zählte, wurde er im Dorfe einstimmig zum Bürgermeister erwählt.

Der alte, völlig ergraute Schubstler nahm die Gelegenheit wahr, aus seiner finsternen Werkstätte hervorzutreten, um jedem, dessen er habhaft werden konnte, die Versicherung zu geben, daß er doch nicht unglücklich gelebt habe, obgleich es fast ein Menschenleben lang den Anschein gehabt. Allein die paar Schoppen Wein, die er auf den Ruhm des Sohnes trank, bekamen dem sonst so mäßigen Manne schlecht, und er starb im Wirthshause, in demselben Augenblick, als er aufgefordert wurde, auf das Wohl des neuen Bürgermeisters anzustößen.

Bürger und Bauern, Alt und Jung, versammelten sich vor dem Bürgermeisterhaus, um dem alten Vater ihres Ortshauptes die letzte Ehre zu erweisen.

Gesenkten Blickes schritt der Sohn hinter dem schwarzverhangenen Sarge her; die Frau neben ihm hielt den Kopf aufrecht. Ihre Gestalt war noch immer mädchenhaft zart, aber ihr Blick sicher und ruhig; nur als er dem Amrhein's begegnete, der sich drüben vor seinem Hause erhob und den Hitz vom Kopfe nahm, ging ein Ausdruck großen Unbehagens über ihre Züge.

Der Amrhein aber sah dem Leichenzuge mit einem viel-jagenden Nicken nach: „Ja, ja, Du alter Mann,“ sprach er vor sich hin, „wer ist nun im Wirthshause gestorben, Du oder ich? Und so wird's Straßengericht auch über die anderen kommen!“

Inzwischen mußte er freilich Zeuge sein von der im Laufe der Zeit mehr und mehr zunehmenden Achtung, die dem Paare drüben zu theil wurde; er mußte ihrem unermüdeten Arbeiten zusehen, ihrem Mühen und Sorgen um das Wohl der Geringsten im Dorfe.

Allein es lag in Amrhein's Interesse, an dem Wandel der beiden keinen Werth zu finden. Sie standen einmal in Schuldbuche, denn was hätte er denn sonst für einen Grund für sein faules Dastehen gehabt, wenn ihm das Abwarten auf Gottes Strafgericht genommen gewesen wäre?

Bei dieser Beschäftigung sank er allgemach zum Ortslumpen herab, — übrigens ohne dabei eine verkehrte Persönlichkeit zu werden; davor rettete ihn seine große Gefälligkeit, die er für alle diejenigen an den Tag legte, die bei irgend welchen Hän-deln zu kurz gekommen. Es kam ihm nicht darauf an, bei solchen Gelegenheiten um ein Nichts sein Leben auf's Spiel zu setzen; auch schenkte er den Noth vom Leibe, wenn einer kam und ihn darum bat. Für die Kinder aber war er eine wahre Fundgrube der Unterhaltung; fast immer sah man ihn von einer Schar Bubens und Mädchen umgeben, denen er von seinen Ausflügen erzählen mußte und den seltsamen Abenteuern, die er in der Welt draußen bestand. Manchmal nämlich überkam ihn eine Art Entsetzen über sein Dasein, und wenn er dann keinen Schnaps bei der Hand hatte, um sich über diese Stimmung durch einen Klapsch wegzustehlen, machte er sich in einem Anfall von Thätendurst auf die Wanderschaft, um in einer anderen Stadt ein neues Leben zu beginnen. Diese Reisen kamen aber der Gemeinde immer hoch zu stehen, da sie ihren Amrhein regelmäßig binnen kurzer Frist der Schub wieder heimzuholen hatte.

Nun aber war er fort, endgültig fort! Die Schulkinder standen herum und hatten nichts mehr zum Lachen, die Wirthe keinen mehr zum Hiniauswerfen; die Bauern aber sahen wieder ganz friedlich bei ihrem Schoppen, lasen die Zeitung und überließen ihrem Bürgermeister das Denken und Handeln.

Da verbreitete sich plötzlich die Nachricht durch's Dorf, es habe ein Gefecht stattgefunden bei Waghäusel, in welchem die Preußen den Mikroslawstch und seine Truppen geschlagen. Im Nu war alles auf der Gasse, und Amrhein's Name ging von Mund zu Mund. Wie mochte es ihm ergangen sein? War er den Heldentod gestorben, — stand er in der Zeitung?

(Schluß folgt.)

Kachdruck verboten.

Ob er mich noch kennt?

Skizze von Johannes Wilda.

ie hatten es sich nie gesagt, daß sie sich lieb hätten, geschweige denn anderen. Sie waren ja fast noch Kinder gewesen.

Er hatte ihr wohl 'mal einen Stuten<sup>1)</sup> geschenkt, von dem sie ihn dann wieder mit seinen weißen Zähnen abbeißen ließ, und von seiner ersten Reife als Decksjunge brachte er ihr eine Korallenjade aus Barbados mit.

Aber in seltsamer Weise angefaßt hatten sie sich manch-mal, besonders als er das letzte Mal fortging.

Das war lange her. Drei Jahre und drei Monate! — Gestern Abend war der Schutenführer<sup>2)</sup> Boyßen gekommen. Die „Cos“ sei hereingeschleppt; sie liege hinter'm Amerika-Quai auf dem Strom.

Akkirrend war Lenas Messer in die irdene Schüssel gefallen, über die sie Kartoffeln schälte.

In der Nacht hatte sie unruhig geschlafen. Unaufhörlich hatte sie sich im Halbschlummer mit der Frage gequält: „Wat he mi woll noch kennen deist?“<sup>3)</sup>

Am nächsten Tage regnete es. Das heißt, es regnete nicht gerade in starken Tropfen, es „fisselte“ so vom Himmel her-unter, wie man sagt.

Um elf Uhr maßte die Mutter scheltend: „Deern<sup>4)</sup>, wat steihst<sup>5)</sup> hüt<sup>6)</sup> so lang vor'n Spiegel! Bring Badder dat Eten gau hendat<sup>7)</sup> na'n Dovensleek.“<sup>8)</sup>

Als Lena in der Thür noch einmal den Korb niedersepte, um sich aufzuschürzen, fragte sie aus ihrer gebückten, weg-gewandten Stellung: „Mudder, wat Bernhard mi woll noch kennt?“

„Dummes Tüg! So'n langen Staken<sup>9)</sup>, as Du worn büst, kennt keen Een wedder!“

Und murrend stieß sie die hochgeaderten, faltigen Arme

bis zum Ellenbogen in die Waschbalse, daß der Seifenschaum über den Rand sprigte.

Lena ging hastigen Schrittes durch die schmutzigen, dumpfig-trüben Straßen dem Hafen zu.

Die Pferdebahnen arbeiteten sich mit Vorspaun den Berg hinauf. Die im Sattel der Vorspannpferde ihre kurze Peitsche schwenkenden Jungen trugen gelbes Delzeug und Süd-wester, wie Seelente. Mit naßglänzenden Regenschirmen dräng-ten sich die Menschen auf den engen Trottoirs an einander vorüber.

Lena besaß keinen Schirm. Der Wasserstaub perlte in ihrem wirren, dichten Haare, dann und wann klatschte ein schwerer Tropfen von einem hochgereckten Schirm oder von einem Dach auf ihren Scheitel.

In dichtgeschlossenen, fast geräuschlosen Equipagen glitten reiche Leute vorbei. Sie fuhren wohl zur Börse.

Das schlankes Mädchen in dem dünnen, schmutzbesprigten schwarzen Kleide, mit dem dünnen, schwarzen Tuch über der durchgestoßenen Tricot-Taille, beneidete sie nicht. Die rothe Hand, die, den Henkel des Fedelkorbes umspannend, unter den Tuchtrausen hervorah, war naß und kalt; sie merkte es nicht. Ihre graublauen Augen saugten weltverloren gerade aus.

„Wat he mi woll noch kennen deist?“ — Im Fleet war Ebbe. Die Schute, aus welcher der Vater Matsjade heraus-trug, lag auf dem fetten, schwarzen Mudd.<sup>1)</sup> Nur in der Mitte des Fleetbodens stöß ein trübes, schmutziges Kinnjal.

Die düsteren, uralten, mit den Giebel-Stodwerken vorge-bauten Speicher und Comptoir-Gebäude schienen den Regen-nebel förmlich zwischen sich einzuklemmen. Hinter manchen Scheiben glimmte trotz des Mittags Lampenlicht. Melancholisch plätscherte Spülwasser aus den Gossen an Hauswänden her-unter zu den Scherben, Korbgeflecht-Netzen und sonstigen Schätzen, die halb vergraben im Schlamm lagen.

Der Vater setzte sich auf einen vollen Sad, legte einen leeren um die Schultern und begann zufrieden die Reissuppe nebst dem Stück Fleisch zu verzehren.

Lena lehnte sich an das getheerte Geländer der morschen Fleet-Treppe. Ernsthaft sah sie ihm zu.

„Hast Du de Supp fast<sup>2)</sup>, Lena?“

„Ja.“

„Dat heist Du good maht, Deern!“

Lenas Augen leuchteten auf. Das Loben war sonst in der Familie nicht Mode. Aber sie sagte nichts.

Es schmeckte dem starken Manne so gut, daß für die Tochter kein Rest übrig blieb, worauf eigentlich gerechnet war. Seit dem Stück Schwarzbrod zum Kaffee heute früh hatte sie noch nicht einen Happen im Leibe. Aber sie jagte wieder nichts.

Zum Nachtsich erquidete sich der Alte mit einem gehörigen Zug aus seiner flachen, grünlichen Glasflasche und einem Spiral-Ende pechschwarzen Kolltabaks.

Lena konnte nun gehen. Ihre im Vergleich zu der hoch-aufgeschossenen Figur und den ausgearbeiteten Händen auf-fallend kleinen und nett beschuhten Füße waren auch schon recht unruhig über den schlüpfrigen Stufenrand hin und her ge-glitten.

Sie schien noch etwas auf dem Herzen zu haben; endlich rückte sie, am Korbbedel schiebend, damit heraus.

„Badder, wat Bernhard mi woll noch kennt?“

„Enad! Wat geist<sup>3)</sup> Di Bernhard an? De kann anner Bivers hebben<sup>4)</sup>, as Di!“

Ein tiefes Roth überflog einen Augenblick Lenas Gesicht. Unsicher erwiderte sie:

„Dat weest<sup>5)</sup> id! Id meen man blot, wat he mi woll noch kennen deist?“

„Döskopp<sup>6)</sup>, weest id dat?“

Mit dieser rauhen Gegenfrage war sie entlassen.

Aber sie begab sich nicht nach Hause, obchon ihr der Magen knurrte; sie ließ auch die Bäderläden unbeachtet, trotzdem sie noch ein Zwanzig-Pennigstück besaß.

Den Korb jetzt über'n Arm gehängt, die Hände in die vor-deren Enden des Umhlagetuches gewickelt, rannte sie mehr, als sie ging, zum Anlegeplatz der grünen Hafendampfer.

Bald stand sie am Bug des den Amerika-Quai anlaufenden Fahrzeugs. Das Tuch blähte sich im Winde, die nassen Franjen und die zerzausten Kopfhaare wehten nach rückwärts.

Ihr war es einerlei. Vorn stand sie und vorn blieb sie!

In unruhiger Bewegung, mächtigen Schaum aufwerfend, schraubte sich der Dampfer durch die heute hochgehenden Wogen des breiten, gelben Stromes. Zahlreiche ähnliche Fahrzeuge tanzten entgegen, vollgestopft mit Arbeitern und Angestellten, die zur Mittagszeit von den Quais und Werften nach der Stadt wollten. Alle diese Fähren machten viel dämpfen und heulenden Lärm mit ihren Signal-Pfeifen.

Lange, lange Reihen von hintereinander vertauten See-Dampfschiffen wurden passiert. Kolosse aus den verschiedensten Ländern. Wenn man d'ran vorbeifuhr, mußte man den Kopf in den Nacken legen, um zu dem hochragenden Bord hinauf-schauen zu können. Einige qualmten gehörig; die wollten gewiß wieder in See gehen.

Aber die Dampfer kümmernten Lena selbst bei dieser ihrer ersten Fahrt über den Strom herzlich wenig. Ihre Blide schweiften nur immer nach dem Segelschiff-Hafen hinüber, dort hinter dem Amerika-Quai.

Nun war sie am Quai, nun wanderte sie an ihm entlang, weit, weit einwärts, wo keine Warenaufschuppen und Dampf-krähne mehr standen, wo schon das grüne Marischland sichtbar ward und die große Eisenbahn-Brücke mit ihren süßgeschwun-genen Wogen.

Dort vor ihr, leider zu weit ab, um die goldenen Namens-Buchstaben enträthseln zu können, ragte ein förmliches Masten- und Raacngewir in den Himmel. Schiff an Schiff, und Schiff hinter Schiff lagen sie verankert da. Vollschiffe und Bark's, Briggs und Schooner, weiß und schwarz, blau, grün und sogar roth gestrichen. Hier sollte auch die „Cos“ liegen, hatte Boyßen gesagt. Aber wo? Daß es eine Bark sei, wußte Lena. Weiter auch nichts.

Sie erkundigte sich mehrfach bei Arbeitern und bei Leuten, die in Jollen von den Schiffen kamen. Niemand konnte ihr Auskunft ertheilen. Einige meinten, die „Cos“ sei überhaupt noch nicht da.

Da stand sie nun nach langem Umherpilgern müde und sehnüchlich auf den Granit-Quadern, in deren Vertiefungen sich überall Wasserlachen gebildet hatten. Der Regen fuhr, vom

<sup>1)</sup> tuchenartiges Gebäud. — <sup>2)</sup> Führer eines Lastfahrzeugs. — <sup>3)</sup> that. — <sup>4)</sup> Mädchen (Dirne). — <sup>5)</sup> siehst Du heute. — <sup>6)</sup> rajad herunter. — <sup>7)</sup> Fleet = schmaler Kanal. — <sup>8)</sup> Stange.

<sup>1)</sup> Morast. — <sup>2)</sup> gefocht. — <sup>3)</sup> geht. — <sup>4)</sup> andere Weiber haben. — <sup>5)</sup> weiß. — <sup>6)</sup> Dummkopf.

Winde gepeitscht, in schrägem Strich herunter. Lena war schon vollständig durchnäßt; eigentlich war es zwecklos, sich das Tuch, wie sie es that, noch über den Kopf zu ziehen.

Leberhaupt wozu wollte sie hier? Ihn sehen, wo sie nicht einmal sein Schiff wußte? Wo sie kein Geld hatte, um sich in einer Jolle hinübersetzen zu lassen, selbst wenn sie jenes noch herausfände, und schließlich, wo sie kaum wagen durfte, an Bord zu gehen, denn — er würde sie wohl nicht mehr kennen!

Ein Unsinn war's! Kindisch war's! Und dennoch! Sie vermochte sich nicht loszureißen. Sie fror auch gar nicht, ob schon sie zitterte. Naß war sie nun doch einmal, Schelte kriegte sie nun doch einmal und Abendbrod erst, wenn der Vater nach Hause käme.

Nun wollte sie bis hundert zählen und dann ganz gewiß gehen! Sie zählte allerdings; allein die Neunziger waren immer zögernder zu Ende gekommen und — sie blieb.

Das klitzige Zeug lag dicht um ihre feine Gestalt. Das schmale Gesicht schaute doppelt weiß und verfroren aus dem schwarzen Tuche, die Schatten unter den Augen traten stärker hervor. Ueber den Schatteln aber glänzte es wie Feuer.

Endlich mußte doch geschieden sein! Langsam wandelte sie den Quai entlang zurück, die Blicke unablässig auf die Schiffe geheftet.

Dann blieb sie wiederum stehen und versuchte noch einmal, zum allerletzten Mal, bis fünfhundert zu zählen; vielleicht kam doch noch einer, der ihr die „Cos“ zeigen konnte. Schon bei fünfzig herum wußte sie nicht mehr, wo sie sei, denn trodenes Zählen und fliegende Gedanken, das vereinigt sich schlecht.

Und mit einem Mal bekam sie einen furchtbaren Schred. Nichts hatte sie vorher gehört, als von hinten ein Paar grobe, nasse Hände ihre Augen verdunkelnd umklammerten.

„Wat schal!“ rief sie empört und griff nach den derb spazierenden Händen, die einem übermüthigen Quai-Arbeiter gehören mußten.

Keine Antwort. Nur ein Lachen. Gleichzeitig fühlte sie sich gegen die Knöpfe eines feuchten Jacketts gedrückt.

„Wer is dat? Lat mi los oder id schrie!“ rief sie, sich ganz unbändig windend und an den merklich nach Theer riechenden Fingern zerrend.

Da ward es licht um sie und gleichzeitig wieder dunkel, denn ein häßiges Männergesicht hatte sich auf das ihre gedrückt und ein Paar Lippen pressten sich bergestalt auf die ihrigen, daß ihr das Schreien von selbst verging.

So wenig sie in dem einen Moment gesehen, es war genug gewesen! Ein wonniges Bewußtsein durchrauschte sie.

„Lena, mien leev Lena, id bin dat ja, wees?“ doch ni so wild, Deern!“

„Bernhard Du? O mien Gott, Du? Id kannt' ni glöben!“

„An id of ni! Deern, wat blift Du groot worn, mien lüttje, natte Katt!“

„Ja, wat — id verstah dat noch gornich! Wo kümmt Du denn so mit en Mal her?“

„Sun't Schipp, mien Deern! Dor neern<sup>1)</sup> liggt dat! Du stümpst ja meist<sup>2)</sup> en halv Stünn<sup>3)</sup> dorvör! Id doch wull, dat Du mi söten decht<sup>4)</sup> un dat het mi bannig<sup>5)</sup> vergnügt makt! Aber sehen heit mi ni, un ropen dörrst id ni<sup>6)</sup>, un dor heit id den Stiermann im Wölclev berri<sup>7)</sup>, dat id mal en Minutener tein<sup>8)</sup> an Land gahn künn. Un dor bin id Di nahloper<sup>9)</sup>, un wil Du so in Dien Gedanken wärrt, makt id mi den lüttjen Spah, Di to verfehren<sup>10)</sup>, un nu, — nu heit id mien lüttje, söte Brut<sup>11)</sup>, up de id siet Johr und Dag luurt<sup>12)</sup> heff!“

Lenas Augen schwebten in Tränen, sie wollte den Nacken des großen Kerls gar nicht loslassen; ihr Korb war seitwärts in eine Lache gevollt.

„Bernhard un id doch all<sup>13)</sup>, dat Du mi wull gornich mehr kennen deht, wenn Du mi wedder to sehn freeght!“

„Deern, id Di ni wedder kennen?! Wat lang bist Du worn un noch smuder; aber all<sup>14)</sup> wat Du so an un im Di heit, siet mi deep in't Hart<sup>15)</sup> siet un's Kinnertied. Lena, Di harr<sup>16)</sup> id wedder kennt, un wenn Du in düstere Nacht up'n segen' Hollänner bi mi vörbijsit<sup>17)</sup> wärrt!“

Der Regen goß jetzt in Strömen herunter. Die Flamme aber, die in diesen beiden Herzen brannte, hätte kein Unwetter der Welt auszulöschen vermocht.

nicht mehr ausreichten und die Thiere, unter ihnen wahrscheinlich auch der Biber, der sich damals in Deutschland zahlreich befunden haben muß, sehr bald ausgerottet wurden. Pelzthiere findet man aber selbstverständlich nur in den kalten Gegenden, und so bildeten die Felle, die vom nördlichen Schweden, von Island, vor allem aber von Asien gebracht wurden, einen wichtigen Handelsartikel.

Die Chinesen, die in so vielen Dingen der Technik und der Verarbeitung von Roh-Materialien schon vor Jahrtausenden sich eine Meisterschaft erworben haben, und die heute noch wegen ihrer Kürschnerarbeiten berühmt sind, galten zu allen Zeiten als eifrige Jäger der Pelzthiere, da auch in China Pelzwerk zum Besatz von Prachtkleidung und zum Schutze gegen Winterkälte beliebt war. Ihren Uebersehns daran aber lieferten sie den ihnen benachbarten Tartarenstämmen aus, die das Verbindungsglied zwischen China und dem damaligen Rußland oder dem moskowitzischen Reiche bildeten. Auf dem Wege über Rußland kamen diese chinesischen Pelze, die ebenfalls vom Fohel, aber auch vom Biesel, vom Eichhörnchen, vom Hermelin, vom Mitis, vom Marder und vom Bären stammten, nach Deutschland, und die größte Handelsstadt Rußlands, Nowgorod, die heute noch einen von Käufern der ganzen Welt besuchten Pelzmarkt hat, handelte schon im zwölften Jahrhundert in großartigem Maße mit dem ihr von China und Nordasien, dem heutigen Sibirien, zugeführten Rauchwerk.

Der Luxus, den man damit trieb, nahm jedoch in allen europäischen Staaten derart überhand, daß auch diese Zufuhr nicht mehr genügte. Das Pelzwerk stieg so hoch im Preise, daß man für dasselbe Geld sich den viel kostbareren und prunkenderen Besatz von Gold und Silber an den Kleibern verschaffen konnte, und so belehrt uns die Kostümlunde, daß seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts der Pelz als Luxus-Gegenstand, wenigstens in der Tracht, mehr und mehr zurückgeht.

Hundert Jahre später aber finden wir das Pelzwerk abermals in einem nie geahnten Maße als Prunk- und Luxus-Gegenstand in Europa verbreitet. Nordamerika war entdeckt worden, und gleichzeitig wurden dort die ungeheuren Vorräthe an Pelzwerk in den bisher nur von Indianern betretenen Gegenden erschlossen. Vorkünftig waren die Indianer die Lieferanten dieser Ware, die sie gegen europäische Handelsartikel vertauschten; und die Felle vom Biber, von der Moschusratte, vom Moschusochsen und Bison, vom Elenthier, amerikanischen Damhirsch, schwarzen amerikanischen Bären, Eisbären, Seehund, Schuppenbären, vom Polarjuchs, dem Luchs und Nerz, die man zum Theil noch gar nicht in Europa gekauft hatte, wurden jetzt in großen Mengen auf Schiffen von Amerika herübergebracht. Die Franzosen und die Engländer schickten zuerst die berühmten Pelzjäger nach Amerika, deren Thaten in einer Reihe von Romanen und Geschichten niedergelegt sind, die auch in Deutschland, insbesondere als Jugendbüchlein bearbeitet, bekannt geworden sind; kaum wird es einen Leser geben, der nicht in seinen Jugendjahren sich an den Abenteuern dieser Jäger ergötzt hätte, die nicht nur dem Wilde nachstellten, sondern auch mit den Indianern beständig im Kampfe lagen und gleichzeitig Pioniere der Kultur waren, da ihnen, je weiter sie in das Innere Nordamerikas hineindrangen, die Colonisten folgten.

Dieser Pelzhandel bekam aber einen starken Aufschwung erst durch die Begründung der „Hudson-Bay-Compagnie“, einer englischen Gesellschaft, die der Prinz Rupert im Jahre 1670 gründete, und welcher der König Karl II. einen Freibrief gab, auf den hin sie allein an den Küsten der Hudson-Bay Handel treiben und sogar gewisse Hoheitsrechte ausüben durfte. Unterdes hatte sich aber auch eine canadische Pelzhandel-Compagnie in Frankreich gebildet, die ebenfalls in der Nähe der Hudson-Bay ihre Stationen anlegte; und fast zwei Jahrhunderte lagen diese französische und englische Gesellschaft mit einander in heftiger Fehde, die manchmal zu blutigen Zusammenstößen zwischen den Pelzjägern hießen und drüben führte. Den Vortheil davon zogen die Indianer, die wahrscheinlich heute schon ausgerottet wären, wenn nicht speciell im achtzehnten Jahrhundert bald die Engländer ihnen gegen die Franzosen, bald die Franzosen ihnen gegen die Engländer Hilfe geleistet hätten. Die Compagnien aber besoldeten nicht nur eigene Jäger und nahmen den auf eigene Faust jagenden Abenteurern, den Trappern und Fallstellern, ihre Felle ab, sondern sie trieben auch einen lebhaften Tauschhandel mit den Indianern, die nach Gewehren, nach Pulver und Blei, nach Schnaps und Eisenwaren lüstern waren und zu bestimmten Zeiten nach den Stationen kamen, um hier ihre Beute an Fellen gegen europäische Handelsartikel zu vertauschen. Diese großen Gesellschaften errichteten an der Küste Depots, denen man Inspectorate unterstellte; zu jedem Inspectorate gehörten wieder Stationen, die weit in das Innere vorgeschoben wurden, und die die verschiedenen kostbaren Pelze sammelten, um sie an die Inspectorate und die General-Depots zu senden. Von hier aus gingen die Pelze auf Schiffen nach Europa, und zwar nach London, da auch die französische Gesellschaft ihre Pelze auf dem Londoner Markte zum Verkauf stellte. Man darf sich daher nicht wundern, wenn heute noch London der internationale Weltmarkt für Pelzwerk ist, obgleich ihm in Leipzig ein sehr bedrohliche Concurrenz erwuchs.

Zu diesem Pelzhandel in Nordamerika wurde das Biberfell gewissermaßen die Einheitsmünze, d. h. alle anderen Felle wurden nach dem Werthe von Biberfellen berechnet. Die Biber, von denen es Millionen gab, sind aber durch den grausamen Krieg, den die Weißen und Indianer gegen sie führten, immer mehr decimirt worden, und heute sind sie bekanntlich fast gänzlich ausgerottet und müssen auch in Amerika durch besondere Jagdgesetze geschützt werden.

Kaum können wir uns noch einen Begriff von der Menge des Pelzwerkes machen, das in jener Zeit aus Amerika nach Europa geschafft wurde. Die Hudson-Bay-Compagnie brachte jährlich schon am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts für mehr als eine Million Thaler nach London, und die Zahl der verschiedenen Thierpelze, die man gewann, stieg noch, als immer neue Compagnien sich für den Handel mit diesem Artikel bildeten. Nicht nach Tausenden, sondern nach Hunderttausenden wurden die Stücke edelsten Pelzwerkes gezählt.

Im Jahre 1821 wurden die verschiedenen Gesellschaften zu einer einzigen, unter Führung der Hudson-Bay-Compagnie, verschmolzen. Seit dieser Zeit lieferte diese Gesellschaft aus ganz Nordamerika immer noch jährlich 80 bis 100000 Biberfelle, bis ihr im Jahre 1870 ihr einträgliches Privilegium, gegen

eine riesenhafte Summe und die Abtretung von Land in Canada, abgekauft wurde. Dessen ungeachtet liefert die Gesellschaft noch für den europäischen Markt nach London, wenn auch heute Südamerika, vor allem aber Australien, Pelzwerk herbeischafft, das mehr und mehr in Mode gekommen ist.

Natürlich hatte nach der Erschließung Amerikas der Rauchwerk-Handel aus Nord- und Ostasien nicht aufgehört. Nachdem aber durch die fortschreitende Civilisation, durch den Bau von Landstraßen und Eisenbahnen, Sibirien und die angrenzenden Länder wenigstens einigermaßen dem Verkehr geöffnet wurden, stieg der Anport von Pelzwerk aus diesen Gegenden so kolossal, daß er jetzt fast die Lieferungs-Fähigkeit der nordamerikanischen Gegenden überflügelt hat. Der Pelzhandel gestaltet sich heute ungefähr folgendermaßen: Nordamerika liefert jährlich für ungefähr 16 Millionen Mark Pelze, Sibirien und Alaska für 14 Millionen; dabei kommen aber aus den letzteren Ländern 10 Millionen Felle, während Nordamerika nur etwas über 5 Millionen Stück sendet. Mitteleuropa, also Deutschland, die Türkei, Ungarn, Galizien, Frankreich, England, Italien, Holland, Dänemark und die Schweiz, bringen 9 Millionen Felle, im Werthe von etwa 114 Millionen Mark.

Diese auffallende Zahl muß erklärt werden. Die Ware, die Europa erzeugt, ist natürlich nicht die kostbarste, aber das Fell vom Eichhörnchen, Kaninchen und Lamm hat auf dem Weltmarkte, theils zum Zwecke der Nachahmung, theils an Stelle von echtem Pelzwerk, eine so hervorragende Bedeutung gewonnen, daß jetzt die alte Welt, speciell Europa, einen viel höheren Werth an Fellen producirt, als früher sogar Amerika. Das europäische Rußland, Schweden, Norwegen, Island und Grönland liefern etwa 4 Millionen Felle im Werthe von 7 Millionen Mark. Südamerika, Südasien, Afrika, Australien und die Südsee-Inseln ebenfalls 4 Millionen Felle im Werthe von 3 1/2 Millionen Mark. Von Afrika und von den Südsee-Inseln kommen zu uns Raubthierfelle, die heute ebenfalls zum Pelzwerk zählen und ein bedeutender Handelsartikel geworden sind. Die Felle der Tiger, der Löwen, der Jaguar und der anderen großen Katzenarten werden zu Schmuckstücken und als Teppiche so vielfach in der ganzen civilisirten Welt verwendet, daß ihr Preis hoch gestiegen ist. Bezahlt man doch heute in Leipzig oder London ein unbeschädigtes, gutes Tigerfell mit tausend Mark und mehr.

Bevor wir dazu übergehen, den Pelzhandel zu betrachten, wie er auf der ganzen Welt in einheitlichem Sinne betrieben wird und sich von selbst entwickelt hat, wollen wir namentlich die Thierarten aufzählen, deren Felle heute hauptsächlich in den Handel gelangen. Es finden sich unter ihnen Thiere, die man in früheren Jahrhunderten bei uns nicht kannte; andererseits sind jetzt Thierfelle werthvoll geworden, die man noch vor hundert Jahren fast als werthlos betrachtete. Der Aufschwung des Pelzhandels, der Werth, der den früher unbeachteten Artikeln durch die Händler beigelegt wurde, entstand aber dadurch, daß wir augenblicklich in einer Zeit leben, in der von Hoch und Niedrig eine Vorliebe für das Pelzwerk gezeigt wird, wie wir sie selbst in den luxuriösesten Zeiten des Mittelalters kaum finden. Wie in der Zeit vom zwölften bis zum vierzehnten Jahrhundert, tragen in der ganzen Welt jetzt Männer und Frauen Pelzwerk aller Art, nicht nur zum Schutze gegen die Kälte, sondern auch als Luxus-Gegenstand, zum Aufputz von Kleidungsstücken, und da bei der zunehmenden Menge der Bevölkerung, bei dem Aufwande für Kleidung, der selbst in den untersten Schichten getrieben wird, die vorhandenen Vorräthe von edelm Pelzwerke nicht mehr ausreichen, so mußte man zu Surrogaten greifen, und so erklärte sich die riesige Nachfrage und der dadurch gestiegene Preis der Felle von Lämmern, Kaninchen, Ziegen und Eichhörnchen.

Die hauptsächlichsten heute gehandelten Pelze sind die vom Edelmarder, Steinmarder, sibirischen Fohel, amerikanischen Fohel, Nerz, Mitis, Hermelin, Stintthier, Bieskras, Dachs, von der Fischotter, der Seeotter, dem Bären, Wajschbären, Fuchs, Wolf, der zahmen und wilden Katzen, dem Luchs, Löwen, Tiger, der Pantferkatze, dem Eichhörnchen, Feh, Hamster, Siebenschläfer, Murmeltier, Bisam, Biber, Hasen, Kaninchen, Dossium, Büffel, Schaf, von der Angora-Ziege, dem Reh, der Gemse, dem Affen und Seehund.

Unter den Seehunden sind es besonders die Pelz-Seehunde, deren Fell in den letzten Jahren besonders modern gemorden ist. Hierzu zählen verschiedene Robben-Gattungen, die unter dem harten, grauen Oberhaar eine feine, seidenartige gelbe Grundwolle besitzen. Diese Pelz-Seehunde werden in den nördlichen Meeren, an den Küsten Asiens und Amerikas, „geschlagen“ und kommen hauptsächlich nach London. Hier wird durch besonders kunstvolle Verfahren das Oberhaar entfernt und die Grundwolle braun gefärbt. Diese Felle sind so kostbar, daß nur noch das der Seeotter einen größeren Marktwert hat. Bezahlt man doch für ein Seeotterfell, wenn es unbeschädigt ist, mit Vergnügen nach der Größe sechs- bis achttausend Mark! Wegen ihrer Kostbarkeit werden gerade die Pelz-Seehunde so gejagt, daß ihre Ausrottung nahe bevorsteht, und jetzt vielleicht wird es der Leser begreifen, warum ein großer Conflict zwischen England und Nordamerika wegen der Robbenjagd auf New-Foundland und den Klüften ausbrechen konnte. Die Engländer behaupten, sie hätten das Recht, hier nach Pelzbeeren zu jagen, während die Amerikaner fordern, daß die Schonzeit, die sie eingeführt haben, um die kostbaren Pelz-Robben nicht ganz und gar zu vernichten, eingehalten werde, weshalb sie englische Pelzjäger und Schiffe der Pelz-Compagnie bekanntlich mit Gewalt an der Jagd zu verhindern suchten. Welcher Werth in diesen Fellen steckt, und um welche Summen es sich bei diesem Streite zwischen England und Nordamerika handelt, wird man wohl daraus erkennen, daß in der Saison 1890/91 der gesammte Fang von Pelz-Robben in der Nähe von New-Foundland auf 250000 Stück geschätzt wurde, und daß einzelne Pelzdampfer mit ihrer Mannschaft je 30 bis 40000 Stück Pelz-Seehunde erlegten.

Zu höchst eigenthümlicher Weise hat sich nun der Handel mit Fellen entwickelt. Man hat dabei aber zu unterscheiden den Handel mit dem Roh-Material, also mit den Pelzen selbst, und mit der verarbeiteten Ware, d. h. mit den Kleidern, die man, ganz oder zum Theil, aus kostbarem Pelzwerke hergestellt hat. Canada und Nordamerika z. B. liefern ihre gesammten Felle roh nach London, zum Theil jetzt auch nach Leipzig; sie beziehen aber wiederum aus England und Deutschland fertige Pelz-Kleidungsstücke, und ebenso geht es Rußland. Rußland producirt wohl eine Unmasse von Pelzen alljährlich, man kauft aber dort keine billigen Pelzwaren, denn alles Pelzwerk, das Sibirien und Asien produciren, kommt zwar

1) soll. — 2) sei. — 3) glauben. — 4) kleine, nasse Katze. — 5) unten. — 6) standest ja fast. — 7) Stunde. — 8) suchen thätigst. — 9) ungeheuer. — 10) rufen durfte ich nicht. — 11) hab' ich — um Erlaubniß gebeten. — 12) zehn. — 13) nachgelaufen. — 14) erschrecken. — 15) süße Braut. — 16) gelauert. — 17) schon. — 18) kriegtest. — 19) hier = alles. — 20) tief im Herzen. — 21) hätte. — 22) vorbeigelaufen.

Nachdruck verboten.

### Pelzwaren und Pelzhandel.

Von A. Oskar Klaußmann.



as Pelzwerk, das in nördlichen Gegenden ursprünglich nur zur Bekleidung gedient hatte, wurde verdrängt, als die Kunst des Webens und der Bereitung verschiedener Zeuge bekannter wurde. Aber schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung begegnen wir ihm in Nordeuropa in der Form von allerlei Verzierungen wieder. Das der seltenen Thiere verwendete man dazu, um Kleider und Mäntel zu belegen, und selbst im heißen Sommer trug man es ebenso, wie man sich mit Schmucksachen aus Gold und Silber begab. Insbesondere war es das Fell der verschiedenen Marderarten, des Mitis, dann aber des Fohels, das als Verbrämung benutzt wurde, während man die Felle der häufiger vorkommenden Thiere, wie Wölfe, Füchse, Bären, ebenso der Schafe, dazu verwendete, um für den Winter Kleidungsstücke herzustellen, bei denen man das Haar des Pelzwerkes dem Leibe zuzuführen pflegte.

Bären und Wölfe gab es in Deutschland infolge der beständigen Kriege, durch die immer wieder große Landstreden verwüstet und verödet liegen blieben, außerordentlich viel; noch nach dem dreißigjährigen Krieg und im siebzehnten Jahrhundert nahmen die Wölfe so zu, daß sie zu einer wahren Landplage wurden. Je mehr aber die Mode es erforderte, daß Männer und Frauen ihre Röcke und Mäntel mit dem Felze des Marders, des Fohels, des Mitis besetzten, desto theurer wurde das Pelzwerk, und man mußte daran denken, solches von außerhalb zu beziehen, da die einheimischen Vorräthe

auf dem Markte von Nowgorod zum Verkauf, wird aber in London, Paris und Leipzig verarbeitet, um dann wieder nach Rußland importiert zu werden. Wer also glaubt, in Rußland einen billigen fertigen Pelz zu kaufen, irrt sehr: er kauft ihn viel billiger in Leipzig, das sich jetzt fast den ersten Rang als Handelsstadt mit rohen und fertigen Pelzwaren erworben hat. Auch Leipzig bezog früher seine rohen Felle aus London und verarbeitete sie in Leipzig selbst und in den einzelnen Städten Sachsens, die sich darin einen Weltruf geschaffen haben. Natürlich war es für die Leipziger Pelzhändler wichtig, sich den Umweg und die Gebühr des Zwischenhandels über London zu sparen, und so haben sie es durchzusetzen gewußt, daß ein großer Theil der Lieferanten aus Amerika und Rußland ihnen jetzt direct, mit Umgehung Londons, liefert. Dauern die jetzigen Verhältnisse an, so wird binnen kurzem Leipzig London überflügelt haben und der Central-Punkt des internationalen Pelzhandels sein.

Zwischen Europa einerseits, Asien, Amerika, aber auch Afrika und Australien, andererseits, findet also insofern ein beständiger Austausch von Pelzwaren statt, als rohes Material nach Europa geliefert wird, oder von hier wieder das verarbeitete fertig versandt wird, oder indem Europa jene Felle liefert, die in der ganzen Welt jetzt marktwürdig geworden sind, die der Kaninchen, der Lämmer und Eichhörnchen. Diese drei Thiere finden sich auch in Asien, Amerika und Australien, man gewinnt aber nirgends von ihnen so viel Pelzwerk, als gerade in Europa, und nur hier versteht man die eigenthümliche Verarbeitung des Rauchswerkes, dessen Farben und Appreturen, durch das diese sonst minderwertige Ware ein verändertes; und dadurch werthvolleres Aussehen erhält.

Mit der Erwähnung dieser Verbesserungen und Veränderungen, die man mit dem Pelzwerke vornimmt, nähern wir uns aber einem wichtigen Factor im heutigen Pelzhandel: das ist der der Verfälschung der Pelzwaren.

Der Preis der Pelzwaren ist in ungefähr zweihundert Jahren um das Fünffache gestiegen. Er hob sich nämlich von Anfang des achtzehnten bis zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts um das Zweifache. Dann kam durch die Napoleonischen Kriege und die allgemeine Zerrüttung aller wirtschaftlichen Verhältnisse ein Fallen der Pelzpreise, darauf aber, seit dem Jahre 1830, ein Aufschwung, in Folge dessen die Preise heute dreimal höher sind, als am Anfange des Jahrhunderts, also fünfmal so theuer, wie vor zwei Jahrhunderten. Noch immer mehr nimmt der Consum zu, und in eingeweihten Kreisen, d. h. in denen der Pelzhändler, glaubt man, daß die Preissteigerung in den nächsten zehn Jahren immer mehr wachsen und das Pelzwerk schließlich so theuer werden wird, daß man es beinahe mit Gold wiegen muß, will man in Wirklichkeit echtes Pelzwerk und nicht Imitationen haben.

Es wird dem Leser selbstverständlich scheinen, daß ein Artikel, der so kostbar ist, wie der Pelz, auch die Aufmerksamkeit der Fälscher auf sich zog, und daß diese, die in allen Handels-Branchen ihre Künste anzuwenden suchen, sich auch besonders Mühe im Pelzhandel geben. Leider muß behauptet werden, daß heute durch diese Künste der Handel ein so schwieriger geworden ist, daß langjährige Erfahrung und eine ganz außerordentliche Warenkenntnis dazu gehören, sollen nicht selbst Leute, die Jahrzehnte darin thätig sind, durch betrügerische Maßnahmen benachtheiligt werden.

Man ist auf die sonderbarsten Gedanken gekommen, um dem Pelzwerk ein verbessertes Aussehen zu geben. Man hängt es monatelang in den Rauch, damit die Haare dunkler werden; man hat Beizen und Schwärzen erfunden, in die man die Haare des Pelzwerkes hineintaucht, um sie dunkler zu machen; man hat endlich Farben bereitet, die man mit feinen Pinseln und Bürsten aufträgt, um den Haaren ein gänzlich verändertes und werthvolleres Aussehen zu geben. Die letztere Behandlung ist besonders beliebt und heißt „blenden“. Glanz, Farbe, Länge, Beschaffenheit der Spitze und Basis der Haare geben wohl Anhaltspunkte, nach denen der Fachmann entscheiden kann, ob er gefälschte oder natürlich schöne Felle vor sich hat, aber die Fälscher der Pelzwaren, die man eigentlich „Verbesserer“ nennen müßte, sind unerschöpflich in der Auffindung neuer Mittel, um den Scharfblick der Fachleute zu täuschen.

Noch mehr ist selbstverständlich das Publicum solchen Täuschungen ausgesetzt, und gerade bei Pelzwerk empfiehlt es sich, nur in den besten Geschäften und bei bekannten Firmen zu kaufen, weil man hier vielleicht theuer bezahlt, aber doch die Sicherheit findet, wirklich echte Felle zu erhalten.

Es ist unmöglich, dem Laien die Unterschiede zwischen echtem und unechtem Pelzwerke, sowie die verschiedenen Fälschungsarten vorzuführen; nur einige Unterscheidungen mögen im Folgenden angedeutet werden:

Bärenfelle werden ersetzt durch langhaarige russische Ziegenfelle; Bismarfelle, die besonders kostbar sind, wenn sie eigenthümliche dunkle Streifen haben, werden geblendet, d. h. durch Auftragen schwarzer Farbe gezeichnet; Altsfelle werden durch gelb gefärbte Dpossumfelle nachgemacht; an Stelle von Sealskin, d. h. vom Biber-Seehund oder Pelz-Seehund, verwendet man gefärbte Kaninchenfelle. Ebenso ahmt man Hermelin durch Kaninchenfelle nach; Silberfische werden imitirt durch Weißfische, die man braun färbt, um dann die Haarspitzen der braun gefärbten Oberhaare wieder zu bleichen; auf diese Weise werden auch Hasen- und geschorene Kaninchenfelle künstlich „silberpigig“ gemacht und als Silberfische verkauft. Nerzfelle werden dunkel gefärbt; man rupft und färbt sie auch und verkauft sie als Seehundsfelle. Die sogenannten Schuppenpelze, das Fell des Waschbären, ersetzt man durch schwarzgefärbte Hasenfelle, auch durch Dpossumfelle; an Stelle des Stinkthieres, des Stunks, setzt man Affenfelle, ja sogar gefärbte und präparirte Ziegenfelle. Der Zobelpelz, der noch immer mit zu den kostbarsten Arten gehört, wird gefärbt oder durch Aufhängen im Rauch gefärbt; man sucht auch Baumrarder-Felle durch Färben und Räuchern dem Zobel ähnlich zu machen, und dies gelingt oft so sehr, daß nur mit Hilfe des Mikroskops der feine Unterschied zwischen den Haaren des Baumrarders und des Zobels zu entdecken ist.

Wer also schweres Geld für einen kostbaren Pelz ausgeben will, der kaufe, wie gesagt, nur bei ersten Firmen und erschreide nicht, wenn dort für einen Herrenpelz vier- bis fünftausend, oder für ein Damen-Pelzjacket zwei- bis dreitausend Mark gefordert werden. Wer aber nicht viel Geld für Pelzwerk ausgeben kann und doch solches tragen will, geht ebenfalls in reelle Geschäfte, wo man ihm Kaninchen-, Hasen- und Eichhörnchenfelle, gefärbt und präparirt, verhältnismäßig billig als solche und nicht als ausländische, edle Pelzsorten verkauft.



Nachdruck verboten.

### Neujahr im Hochwald.

Auf mächtigen Tannen, ernst und uralt,  
Der weiße, der stockige Schnee sich ballt,  
Es lauschen des Windes Melodien  
Die Bäume, prangend im Hermelin;  
Der schimmert silbern im Mondenschein,  
Als wär' er bestreut mit edlem Gestein,  
Am Boden aber verflingt sich wild  
Blanschattender Stämme und Nester Gebild.

Am Felspalt hocken die Zwerge geschart  
Und tanzen am Feuer den zottigen Bart,  
Inmitten thronend der König sitzt,  
Im Hackenreife ein Demant blitzt.  
Sie horchen: ein Fuchs bellt in ferner Schlucht,  
Ein Reh setzt vorüber in schlanker Flucht,  
Aus altem Gemäuer tönt Eulenschrei,  
Da kommt es mit wuchtigen Schritten herbei.

Der alte Wotan, rabenumschwirrt,  
Am Eschen-Gere den Wald durchnirt,  
Sein Auge strahlt unterm Schlapphut vor,  
Er grüßt der Zwerge sich neigenden Chor;  
Er schreitet fürder auf Eis und Schnee,  
In seinen Reifbart murmelt er: „Weh!  
Wo einst ich ein Gott war und König gerecht,  
Blieb mir nur der Zwerge ärmlich Gesekleht!“

Er segnet sinnend den Wald und das Wild,  
Schon hält er am Saume, da raget ein Bild:  
Christus, der Heiland, am Kreuze sich streckt,  
Mitleidiger Schnee seine Wunden deckt.  
Und Wotan rastet mit schweigendem Mund,  
Dann schreitet er tief in des Waldes Grund.  
Und Glocken klingen vom Dorfe klar,  
Sie grüßen und weihen das neue Jahr!

Gottfried Doehler.

Nachdruck verboten.

### Der Pantoffelheld Bobby als Neujahr-Gratulant.

Zu dem Bilde von Harry Emden. — Siehe Seite 1.

Bobby heißt er im allgemeinen und Pantoffelheld im besonderen. Man bittet zu beachten, daß hier von einer wirklich lebendigen Persönlichkeit die Rede ist, nicht etwa von einem lediglich von Herrn Maler Harry Emden erfundenen Dunde! Nein, Bobby lebt wahr und wahrhaftig! Seine Herrin, die ihn ungemein liebt, würde es auch nicht verschmerzen können, wenn dies anders wäre. — Uebrigens ist die Liebe zwischen ihr und ihm eine gegenseitige. Kein Wunder! Denn beide sind schön und lebenswürdig, beide verstehen sich auch ohne viel Worte, beide haben gemeinsam große Tugenden und gemeinsam kleine Untugenden; kurz sie sind wie geschaffen für einander! Und beide besitzen, was noch hinzu gefügt werden soll, eine besondere Vorliebe für reizende Pantoffelchen.

Aha! Merkt man es nun, woher der Name Pantoffelheld stammt? Allerdings, ein Unterschied ist hier zu constatiren. Die schöne Herrin findet zwei Pantoffeln erforderlich. Bobby begnügt sich unter Umständen mit einem. Die Herrin pflegt sie an zierlichen Füßchen zu tragen, manchmal — unter uns gesagt — auch nicht; ganz heimlich werden sie dann abgestreift, und die bestirmpften Füßchen stehen darauf oder wippen daneben herum. Bobby schiebt die Pantoffeln niemals an seine Pfoten, sondern stets in das weißgezeichnete Müßchen. Er hat aber auch gar keine eignen, sondern bemächtigt sich dafür derjenigen der Herrin, zumal in den soeben ange deuteten Momenten.

„Himmel! Es klingelt!“ Entsetzt schlendert die junge Frau ihre Lectüre auf die Chaiselongue. „Bobby, du Unhold! Wo hast du meine Pantoffeln wieder?“ Erregt wirft sie sich auf die Kniee und späht in die Dämmerung unterhalb des Möbels. Zwei Augen funkeln ihr entgegen. Von einem Pantoffel, der zwischen zwei Vorderpfoten aufrecht steht, redt sich, unwillig über die Störung in einer Lieblings-Beschäftigung, ein hurrernder, weißer Kopf. Ja, er ist verwöhnt und herrlich geworden, der Monsieur Bobby und insofern eigentlich nicht weniger als ein Pantoffelheld!

Aber der zweite Pantoffel ist nirgends zu entdecken! „O du meine Güte! Bobby, wo hast du den hingeschleppt!“

Das Mädchen steckt den Kopf zur Thüre herein. „Gnädige Frau, Herr Graf...“

„Um Gotteswillen, Sophie! Einen Moment noch!“ — Und in ihrer Angst entweicht sie dem Liebling das an dem Hadenleder reichlich senkrecht Pantoffelchen, während Bobby mit dem plötzlich zum Vorschein kommenden zweiten durch die offene Thür entwischt, zum Hause hinaus, wo des Grafen Equipage hält.

Raum sitzt der einsame Pantoffel, da läßt die ahnungslose Sophie den vornehmen Gast auch schon eintreten.

Die gewandte Herrin des Hauses befindet sich heute in einer trostlosen Verlegenheit.

„Solltest du denn gar so ungelogen gekommen sein?“ denkt der Graf. „Die kleine Frau ist doch sonst nicht so!“ Etwas enttäuscht empfiehlt er sich bald.

Die kleine Frau aber schwört, nach dieser Erfahrung nie und nimmer wieder die Füßchen zu unpassender Zeit aus ihrer Hülle ziehen zu wollen!

Bobby sucht sich später weiteren Nachforschungen mit eingeklemmtem Schwefel durch Vertrieben unter alle möglichen Möbel zu entziehen. Aber nicht etwa wegen der Pantoffel-Affaire. O nein! Er hat nur die bestimmte Borahnung, daß er zum Feste heute noch gefest werden soll. Und Seife und Waschen, das sind ihm die verabscheuenswürdigsten Begriffe, die er kennt. Inzwischen Sophie kehrt sich nicht an seine verlegten Gefühle, und bereits bei der Abendgesellschaft strahlt er in seiner ganzen widerwillig erworbenen Schönheit, die durch eine graziose, blaueidene Schleife noch unbeschreiblich gehoben ist.

Kur eins fehlt, der kostbare Pantoffel! Nirgends und nirgends war er draußen zu finden. Bobby muß ihn auf offener Straße haben fallen lassen, von wo er verschwunden ist. Die schöne Herrin ist recht betrübt über diesen Ausgang des alten Jahres.

Tropdem verläßt die Solwetter-Freier sehr lustig, und die junge Frau schläft recht lange in den Neujahr-Morgen hinein; viel zu lange für Bobby, der längt auf seinen vier Beinen ist. Er harret vor dem Bette seiner Herrin, und winselt und winselt, bis sie endlich erwacht.

„Aha! Der erste Neujahr-Gratulant! Bobby, du süßer —“ In freudiger Ueberraschung bricht sie ab.

Da steht Bobby auf einem heruntergerissenen Sopalissen, mit blühenden Augen, die links Vorderpfote erhoben und den verlorenen Pantoffel im Munde. Jeder soll ein Gratulant, jeder soll ein Pantoffelheld nach seiner Weise!

Dann springt er nebst dem Pantoffel auf die Bettdecke; über das Wie, Wo und Wann vermag er freilich keine Auskunft zu geben. Glücklicherweise kann dies Sophie.

„Den Pantoffel hat der Herr Graf, — natürlich eingewickelt, — mit seinem besten Glückwunsche und diesem Bouquet, vorhin geschickt. Er hätte ihn in seinem Wagen gefunden, und er thäte wohl der gnädigen Frau gehören.“

„O, du Bobby, — du, — du Pantoffelheld!“ J. W.

Nachdruck verboten.

### Neujahr in der Stadt und auf dem Lande.

Zu den Bildern von Hugo König und G. Heinisch. — Siehe Seite 4 und 5.

Eine dunstige Atmosphäre, die richtige Stadt-Stimmung, breitet sich über die schneebedeckten Dächer der großen Residenz. Es liegt noch viel Schnee in der Luft, aber der Städter merkt's nicht, sondern wundert sich nur, daß es so unheimlich trübe ist, heute am Sylvester-Nachmittage. Sollte das ein Vorzeichen für das kommende Jahr bedeuten? O nein! Höchstens belastet es noch das schwindende. Und dagegen kann man nichts einwenden. Verknüpft sich auch manche dankbare Erinnerung mit diesem, erwartet man von dem Geiste des jungen Jahres doch Besseres! So ist der Neujahr nun einmal; stets hofft er, daß etwas noch besser wird, als es bisher war, und schließlich bleibt alles, wie es gewesen, oder — das Schneegewölke am Sylvester wird düsterer und düsterer, bis es völlig Nacht für uns geworden ist. — Die Nacht aber bringt doch einen guten Freund: den langen, traumlosen Schlummer.

Die Kinder, die heute Urlaubnis erhalten haben, den Thürmer von St. Peter zu besuchen, wissen von dergleichen Alljahr-Betrachtungen noch nichts. Für sie besteht hauptsächlich die Gegenwart, die Zukunft nur in dem Gedanken an die Neujahr-Krapfen. In silbernen schlüpfen sie auf der schneebedeckten Galerie umher und freuen sich über die winzige, in den Straßen kribbelnde Menschenwelt, über die zahllosen spitzen Dächer, aus deren Schornsteinen der Rauch verheißungsvoll aufsteigt, und über die Dohlen, welche die mit einem Klappchen geschmückten Thürme der Frauenkirche umflattern. Wie die schwarzen Vögel wohl ersprechen werden, wenn erst die großen Vögel gehen! Das kleinere Mädchen auf der Galerie schaut zu den ehernen Rahnern über ihrem eigenen Haupte empor und wünscht und fürchtet zugleich, daß diese mit ihren betäubenden Schwingungen, bei denen man die Klappel hin und her fliegen sieht, beginnen möchten. Diese Furcht, sowie das schwindliche Angstgefühl, das ihr die über das Geländer in die Tiefe blickende Schwester verursacht, prägt sich deutlich in der krampfhaften Haltung der Händchen aus. — Ob wohl die Glotzöne hinaus bis an das Dorf klingen, wo ihr Großvater, der Waldheger, wohnt? Wenn die kleine Entfernungen zu schäßen verstände, so würde sie wissen, daß dies nicht der Fall sein konnte.

Der Alte aber, draußen auf dem Lande, beschäftigt sich in demselben Augenblicke mit seinen Enkelkindern in der Stadt. Begleitet von dem treuen Jekmann kehrt er von einem Dienstgange heimwärts und schritt nun auf dem halb verschneiten Pfade längs des gefrorenen Flusses seinem Häuschen zu. Die reizvolle Schneelandschaft behagte ihm wohl, doch schöner noch malten ihm seine Gedanken den Sommer des neuen Jahres, wo die beiden Mädel seiner Tochter wieder eine Zeitlang Bewegung in das stille Haus bringen würden. Und dann dachte er auch an den Haie in seiner Jagdtasche und an den Sylvester-Punsch. Er schmunzelte. Ja, ja, das Leben war doch so übel nicht, trotz aller Schneewolken. Hier draußen blieb man gesunder an Leib und Seele, als b'rinnen zwischen all den Steinmauern! Er würde trotz seiner fünfundsiebzig Jahre heute von Herzen rufen: „Es lebe das neue Jahr!“ R. S.

### Redactions-Post.

Welcher Thierschutzverein bekämpft besonders die durch Mode-Auswüchse verursachte Vernichtung der Vogelwelt? Wer ist dessen Vorstand? An wen muß man sich wenden, um Mitglied zu werden?

Clara v. S., Ahrenproving.